Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 5 — Gotha, 3. März 1927 — 41. Jahrgang

Inhalt: Unrecht leiden [Sp. 193] — Das Jahrhundert der Kirche (Dibelius). Erste Hälfte [Sp. 194] — Die Christlichkeit der Theologie Schleiermachers. Schluß [Sp. 201] — Sechs Jahre Notgemeinschaft [Sp. 207] — Weder nationalistisch noch pazifistisch [Sp. 210] — Römischer Brief [Sp. 211] — Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend. 4. Meißen [Sp. 215] — Dorothea Angermann von Gerhart Hauptmann [Sp. 220] — Orden in der evangelischen Kirche? Vom Schweizerischen Diakonie-Verein [Sp. 224] — Aus der Welt der Mission [Sp. 226] — Vom Katholizismus der Gegenwart [Sp. 228] — Bücher und Schriften: Die RGG.; Griechisch-deutsches Wörterbuch (Preuschen-Bauer); Vom Gott im Menschen (Bruhn); Der Führer; Ostern (Otte); Ins volle Leben hinein (Völker); Konfirmationsscheine (Schäfer) [Sp. 231] — Verschiedenes: Bräunlich über Sundar Singh; Kleine Mitteilungen [Sp. 233] — Wöchentliche Chronik [Sp. 234] — Versammlungskalender

Unrecht leiden

Es ist schon ein Fehl unter euch, daß ihr miteinander rechtet. Warum lasset ihr euch nicht lieber Unrecht tun? Warum lasset ihr euch nicht lieber vervorteilen? 1. Kor. 6, 7

Das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel verträgt und leidet das Unrecht. Denn was ist das für ein Ruhm, so ihr um Missetat willen Streiche leidet? Aber wenn ihr um Wohltat willen leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. 1. Petr. 2, 19 f.

Als er solches redete, gab der Diener einer, die dabei standen, Jesu einen Backenstreich ... Jesus antwortete: „Hab ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?" Joh. 18, 22 f.

Wollen wir mit Jesus nach Jerusalem hinaufziehen, so müssen wir zu Einem ganz entschlossen sein: Unrecht zu leiden.

Davon ist gemeinhin bei der Passion Jesu wenig die Rede, daß er Unrecht gelitten hat. Die Dogmatik macht davon gar keinen Gebrauch. Dieser Zug ist ihr nicht wertvoll genug. Unrecht leiden — das kann Jeder; denn das muß Jeder. Das können auch die Heiden. Und ein ganz großer Heide hat es seinen Jüngern eingeprägt: „Unrecht leiden ist besser als Unrecht tun."

Die Kehrseite davon ist, daß es vielen Christen gar nicht einfällt, Unrecht zu leiden. Will sagen, daß sie sich nicht darauf einrichten. Daß sie es nicht wie das tägliche Brot hinnehmen. Als selbstverständliche Wegzehrung, wenn sie mit Jesus ziehen. Als „Gnade bei Gott".

Und die Erzählung im Johannes-Evangelium, die wir oben beigebracht haben, muß dann wohl zur Rechtfertigung dafür dienen, daß man sich überhaupt nicht alles gefallen lassen soll. Oberstes Gebot: „Rettet die Ehre!" — Nun hat da Jesus zwar nicht den andern Backen dargeboten. Aber er hat doch auch nicht wiedergeschlagen. (Gleichviel ob er das gekonnt hätte.) Er hat dem Unrecht widerstanden, indem er dem Knechte des Hohenpriesters versuchte sein Unrecht zu Gemüte zu führen, ihn in seinem Gewissen davon zu überzeugen, daß er Unrecht tat.

So dem Unrecht widerstehen, das verträgt sich sehr wohl mit der Predigt Jesu. Das dürfen und sollen wir gerne unterwegs, wenn wir mit Jesus nach Jerusalem hinaufziehen.

Aber im Übrigen sollen wir darauf gefaßt sein und es als etwas Selbstverständliches hinnehmen, ja als Probe auf die Echtheit unsrer Nachfolge, wenn wir Unrecht leiden. Wie arm an Recht muß dein Leben gewesen sein, wenn du niemals Unrecht gelitten hast. Wie reich, wenn du recht oft Unrecht gelitten hast.

Dabei ist ein Unterschied zwischen „Unrecht" und „unrecht". Die meisten Menschen kennen den Unterschied zwischen den großen und den kleinen Buchstaben nicht. Selbst unsre heutige Lutherbibel ist im Stande, in dem Pauluswort oben Unrecht klein zu schreiben.

Wirklich „Unrecht" leiden ist eine ganz große Sache. So geschah es Jesu am Kreuz. Es war ein Justizmord. Er ließ ihn über sich ergehen. Und betete für die, die ihm das antaten: „Vater, vergib ihnen!" Ganz nach seiner Bergpredigt.

Das hat ihn aber nicht gehindert, zu wissen, was Unrecht sei, und dagegen zu kämpfen. In gewissem Sinne kann man sagen: er hat zeitlebens nichts Anderes getan. „Nicht widerstreben dem Übel" (Matth. 5, 39) das hieß ihm: „Niemand Böses mit Bösem vergelten" (Röm. 12, 17). Aber im übrigen war sein ganzes Wirken ein Kampf für das Recht wider das Unrecht, für Gott wider den Satan.

So ist keinem Christen — auf dem Wege mit Jesus nach Jerusalem hinauf — verwehrt, wider das Unrecht zu kämpfen. Sowohl wider das Unrecht in der Welt um ihn her, als auch wider das Unrecht, das er an sich selber erfährt. Denn Unrecht bleibt Unrecht. Nur, daß es an uns selber viel schwerer ist zu unterscheiden, ob es wirklich „Unrecht" ist, das wir erleiden. Und daß es an uns selber auch eine ganz vornehme und sieghafte Art ist, es zu bekämpfen, wenn wir es — leiden.

Wenn wir das fertig bringen, werden wir — durch Bitternisse hindurch — die Süßigkeit solchen Unrechtleidens spüren. Die Süßigkeit der Nachfolge Jesu auf seinem Leidenswege.

Wer nie sein Brot mit Tränen über erlittenes Unrecht aß, kennt die Nachfolge Jesu nicht. —

Und „unrecht leiden" klein geschrieben? Das ist auch schwer. Aus tausenderlei Ursachen, Verhältnissen, Mißgeschicken und Mißverständnissen kommt Leiden über uns, das wir „nicht verdienen". Wir „können wirklich nichts dafür". Und ein kindischer, doch begreiflicher Trotz meldet sich dawider. Ach, hier fehlt das Heroische. Warum? Auch solch zufälliges, unmotiviertes, ärgerliches und doch vielleicht überaus schmerzliches Leiden — nimm's auf als ein Christ, ein Jünger Jesu, in seiner Nachfolge — und das Heroische ist da. In Nichts bewährt sich unser Christentum so, als in der Art, wie wir leiden.

Ja, wie sollen wir das denn machen? — fertig bringen?

„Da sprach Thomas, der genannt ist Zwilling, zu den Jüngern: Laßt uns mitziehen, daß wir mit ihm sterben."

R

Das Jahrhundert der Kirche

1. Das Buch. 2. Die gestaltenden Kräfte der Kirche. 3. Das bischöfliche Amt. 4. Jesus und der Wille zur Kirche. 5. Unfeierliche Nachlese. 6. Abschluß

1. Das Buch

Unter obigem Titel hat D. Dr. Otto Dibelius, Generalsuperintendent der Kurmark, ein Buch ausgehen lassen, das in dem regsamen „Furche-Verlag" erschienen ist. (258 S. 5.50, geb. 6.50 M.) Die Frage nach dem Sinne des evangelischen Kirchenbegriffes beginnt also,

Literatur zu machen, und dies Buch von dieser Stelle ist ein schwungvoller Wurf, der, wie wir auch sonst urteilen mögen, unsere Beachtung und Aufmerksamkeit heischt.

Schon der Titel ist ein Programm. Dibelius ist überzeugt, daß jetzt die Zeit anbreche, wo (nicht nur in Deutschland, sondern überall) die kirchliche Idee erstarke und überpersönliche Kräfte in göttlicher Fügung auf eine immer reinere Darstellung evangelischen Kirchentumes in den evangelischen Religionsgemeinschaften hindrängen. In geistvollem geschichtlichen Rückblick und kenntnisreicher Umschau über die Gegenwart belegt der Verfasser diese Überzeugung und will insbesondere zeigen, wie diese Wendung im christlichen Geistesleben gerade für das deutsche Kirchengebiet eine neue Zeit anbrechen lasse, weil im deutschen Kirchengebiete eine eigentlich „kirchliche" Form bis 1918 nicht bestanden habe; die „Landeskirchen" seien zu sehr Verwaltungsgebiete des Staates gewesen, als daß sie hätten auf den Namen „Kirche" im eigentlichen Sinne Anspruch erheben können. Jetzt aber bedeute das Zusammentreffen der anfangweisen Verselbständigung der Kirchen mit dem Erstarken des kirchlichen Gedankens eine Epoche für das deutsche Kirchentum.

Neben die Kapitel: „Buch der Geschichte" und „Buch der Umschau", in denen diese Deutung des Zuges der Zeit vollzogen wird, treten das „Buch der Betrachtung" und „Buch der Ziele", in denen der Verfasser zu klären sucht, was denn nun heute eine evangelische Kirche im echten Sinne sei, und was sie heute wollen müsse. Diese Kapitel sind für die kommende Debatte naturgemäß die wichtigsten. Denn es kann sich ja nicht einfach darum handeln (auch für Dibelius nicht), eine unstreitig vorhandene Zeitströmung aufzugreifen und zu rechtfertigen, sondern es kommt darauf an, die vorhandenen Kräfte zu klären und durch evangelische Besinnung dem Werdenden sein Gesetz und seine Pflicht zu geben. Daß der Kirchengedanke marschiert, würde noch nicht viel besagen, es fragt sich, wohin er marschieren darf, um evangelisch zu bleiben.

So gewiß hierüber grundsätzlich mit Dibelius wohl kein Streit ist, so gibt doch die Art, wie er sein Buch schrieb, Anlaß zu mancherlei Bedenken.

Das Buch ist auf weite Strecken mit hohem Schwunge geschrieben. Dies ist nicht immer ein Vorzug.

Das zeigt sich schon bei der geschichtlichen Betrachtung. Das „Buch der Geschichte" bringt (S. 77) abschließend einen Ertrag des Rückblickes hinsichtlich des kirchlichen Gedankens in Deutschland folgendermaßen zum Ausdruck:

> Man kritisiert, man fordert neue Reformationen. Aber — man arbeitet mit! Denn man spürt: die Zeit der Träume und Utopien ist vorbei. Die Arbeit an der Kirche hat jetzt sicheren Grund. Ecclesiam habemus! Wir haben eine Kirche! Wir stehen vor einer Wendung, die Niemand hatte voraussehen können. Das Ziel ist erreicht! Gott wollte (!) eine evangelische Kirche! Seinem Willen mußten beide dienen, die da aufbauen und die da zerstören wollten. Wenn Gott will, muß sich immer wiederholen, was seine Schöpfungsordnung von Anbeginn gewesen ist:
>
> Freudig jubelten die Lichten:
> Dir zu dienen sind wir da!
> Die zerstören, die vernichten,
> Die Dämonen knirschten: Ja!

Man kann die durch die beginnende Selbständigkeit der deutschen Kirchen geschaffene Lage ganz ähnlich beurteilen, wie Dibelius: „die Arbeit an der Kirche hat jetzt sicheren Grund". Aber man kann bei den pathetischen Worten doch sich daran erinnern, wie oft schon Menschenklugheit und auch Menschenglaube aus der Geschichte eine besondere Wegweisung Gottes herauszulesen meinte, und wie oft das Menschenherz sich dabei geirrt hat: es hat seine Gedanken in aller Treue in Gott hineingelesen. Was alles hat Gott nicht schon angeblich gewollt! Dieselbe Bewandtnis hat es mit dem ganz ähnlichen Schlusse des „Buches der Umschau". Es schließt (S. 193):

> Es ist etwas Herrliches darum, sich dem Strome entgegenzuwerfen, die Fahne hochzuhalten, während der Ansturm von allen Seiten wächst und das Häuflein der Getreuen immer mehr zusammenschmilzt. Da gilt es, die Jüngerschaft Jesu in voller Ursprünglichkeit zu bewähren und dem Meister das Kreuz nachzutragen. Aber es ist darum nicht minder eine Gnade, eine unaussprechlich große Gnade, sich einer Sache hingeben zu dürfen, zu der der lebendige Gott sich in sichtbarem Vorwärtsschreiten bekennt, die getragen wird von dem Wehen einer neuen Zeit, zu der die Dämonen ihr Ja knirschen müssen, und der die Lichten freudig entgegenjubeln. — Evangelisches, deutsches Volk, erkenne die Gnade, die dir der allmächtige Gott in einzigartiger Stunde zu Teil werden läßt!

Mancher von denen, die inzwischen mit Schmerzen sich gewöhnt haben, nicht mehr an noch so glücklichen Umständen „sichtbaren Segen Gottes" abzulesen, werden diesem Pathos nicht gern folgen, so sehr es sich als „gläubig" zu empfehlen scheint. Wir finden Gott nicht nur in der Geschichte, sondern der Gottesgedanke berechtigt und verpflichtet uns ebenso zum Protest des Gewissens gegen die Geschichte der Sündenverfilzung. Dibelius zeigt im Zusammenhang, daß er dafür Verständnis hat. Schade, daß ihn das nicht zur Vorsicht mahnte. Es ist nicht alles Glaube, was uns begeistert. Für wie Viele werden solche Worte von „Gott in der Geschichte" zu einer Geschichtsanbetung führen, die in unserer evangelischen Kirche vielleicht noch weniger Platz beanspruchen darf, als eine Hand voll „utopischer" Geschichtsproteste. Zudem trägt die Glaubensgestalt des Verfassers an dieser Stelle sehr menschliche Züge, indem an der Sicherheit, mit der er im Blick auf ein ganz bestimmtes geschichtliches Ereignis (Revolution 1918) die Rollen der „Lichten" und der „Dämonen" verteilt, zu Tage tritt, wie — bürgerlich bedingt sein Glaube ist. Seit wann ist unser deutsches Kirchentum so sicher die Sache Gottes, daß, wer es antasten wollte, zum Reiche der Dämonen zählt?

Damit sind wir an die Würdigung des Kirchenbegriffs geführt, wie ihn Dibelius herausarbeiten will. Im „Buche der Betrachtung" betont er, daß es im Zusammenhang nicht um die Kirche als Glaubensartikel geht, „die gleichzeitig eine sichtbare und eine unsichtbare ist, die mit den Füßen auf dieser Erde steht und mit ihrem Haupt, dem Haupt mit der Dornenkrone, bis in die Ewigkeit hineinragt" (S. 81). Sondern es handelt sich in diesem Buche für ihn „um etwas ganz Nüchternes, um — wenn ein Fremdwort gestattet ist — die Kirche als soziologisches Problem". Es handelt sich um das Forschen nach den Gesetzen menschlicher Gesellschaftsformung auf religiösem Gebiete; also um ein Stück Erde, wie der Staat es auch ist, nur daß bei ihm zum Teil andere Motive der Gemeinschaftsbildung im Spiele sind, als wo es sich um religiöse Gemeinschaftsbildung handelt.

Man hat aber auf weite Strecken des Buches Mühe, sich zu erinnern, daß es sich nicht um jenen innersten Glaubensartikel handelt. Der Einsatz von Schwung und Glaubensüberzeugung ist so stark, daß man sich manchmal fragt, ob das noch in evangelisch-richtigem Verhältnis zu dem überwiegend soziologischen Ziele steht, das der Verfasser sich steckte. Es fragt sich doch, ob allein vom grundsätzlichen Standpunkte aus es überhaupt zulässig ist, nach der Stellung gegenüber einem soziologischen Gebilde jene Rollenverteilung von „Lichten" und „Dämonen" zu vollziehen! Aber die Beispiele lassen sich vermehren (S. 129 f.). Das Schlimme ist, daß dadurch der Gedankengang des Buches unscharf wird und somit auch seine Überzeugungskraft leidet für Jeden, der dem bestechenden Schwunge sich entzog.

Dibelius stößt bei seinen Beobachtungen der Gesetze der religiösen Gemeinschaftsformung auf den Unterschied von Kirche und Sekte. Er ist überzeugt, daß da ein wesenhafter Unterschied vorliegt, und versucht, ihn auf eine Formel zu bringen; zwar „aus dem Wesen der religiösen Gemeinschaften", also nicht ohne den aufmerksamen Blick auf die religiösen Hintergründe, aber doch eben mit der Absicht, einen Tatbestand menschlicher Vergesellschaftung zu beschreiben *).

*) Dibelius geht mit Recht an dem Sektenbegriff von Troeltsch vorbei. Er kommt darin auch weiter, als Lic. Ludwig Thimme in seiner Arbeit: „Kirche, Sekte und Gemein-

Mit Recht weitet Dibelius bei dieser Untersuchung das Blickfeld über die deutschen Reichsgrenzen hinaus. Nicht durch staatliche Privilegierung, wie es innerhalb Deutschlands scheinen könnte, wird eine Religionsgemeinschaft „Kirche". Es dient auch der Zuverlässigkeit seines Ergebnisses, daß er feststellt: „Die soziologische Struktur der Kirche ist nicht etwas ausschließlich Christliches" (S. 85). Auch im Gebiete anderer Religionen findet sich derselbe Unterschied, den wir im Christentume zwischen Kirche und Sekte antreffen. Um so deutlicher wird, daß es sich um einen Unterschied handelt, der von der schöpfungsmäßigen Struktur des Menschen her mitbedingt ist und nicht nur vom Evangelium her. Die Kirche ist eine „Lebensform". Auch bei der Gewinnung der Merkmale dieser „Lebensform" geht Dibelius weithin mit sicherer Hand vor. Nicht das einfache Größenverhältnis kann entscheiden, ob wir Kirche oder Sekte vor uns haben; auch nicht die Frage danach, ob man in die betreffende Religionsgesellschaft hineingeboren werde, oder ob man mit bewußtem und freiwilligem Entschlusse in sie eintreten müsse. Mit Recht sucht Dibelius den entscheidenden Unterschied in einer der Gemeinschaft innewohnenden Tendenz (S. 88), so daß der soziologische Unterschied irgendwie von innen her, von der Glaubensgestalt her, hervorwächst. Aber von hier an, wo es gilt, positiv die Merkmale des Kirchenbegriffes zu sammeln, verläßt den Verfasser die „glückliche Hand".

Anstatt wirklich in die Tiefen der gestaltenden Kräfte der Kirchenorganismen vorzustoßen, bleibt er bei der Beobachtung der Verhaltensweisen stecken. Darum sei hier zunächst eingesetzt und zunächst die Frage nach den gestaltenden Kräften aufgenommen.

2. Die gestaltenden Kräfte der Kirche

Dibelius hat äußerlich zunächst ganz recht, wenn er findet, die Sekte gehe darauf aus, einzelne Seelen aus dem großen Meere des Verderbens zu retten, ebenso wie ein Verein immer nur einzelne Kreise innerhalb einer großen Bevölkerung erfassen kann und will. Nun gibt es aber nicht nur Sekten, die „die 144 000 Versiegelten der Offenbarung Johannis suchen wollen" — solche wunderlichen Erscheinungen sind nicht die lehrreichsten für die Untersuchung —; es gibt ja auch Sekten, die mit äußerer entschiedener Zurückhaltung ihrer Propaganda eine starke universalistische Tendenz verbinden, einen ungestümen Willen zum Ganzen ihres Volkstumes und darüber hinaus, ein entschiedenes Zielen auf Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Hierher würden die Quäker gehören, die Dibelius (S. 129) zu den Sekten rechnet. Demgegenüber genügt nicht die selbstverständliche Erinnerung (S. 99), daß „es Wandlungen und Übergänge gibt". Sondern es ist übersehen, daß auf dem Gebiete der Sozialgestaltungen religiöser Art religiöse Grundtendenz und äußere Haltung nicht eindeutig straff miteinander verknüpft sind. Und diese Tatsache wiederum hätte sich nur sorgfältigerer Analyse des religiösen Tatbestandes erschlossen.

Die Spannung zwischen Kirche und Sekte fließt aus der Spannung, die der Glaube (und nicht nur der christliche) in sich trägt, nämlich zwischen Universalität und Weltprotest. Irgendwie trägt jeder Glaube den Willen zur Universalität in sich, irgendwie drängt ihn aber auch eine gleichwertige Seite seines eigenen Wesens, zu erklären, daß „die Pforte eng sei". Im Glauben streitet die Wendung zur Welt hin mit einer Wendung gegen die Welt oder von ihr weg. Das wird in der Gemeinschaftsformung zum Unterschied von Kirche und Sekte, aber nicht nur dadurch, daß Grad oder Kraft der beiden entgegengesetzten Willensbewegungen verschieden hoch wäre in jeder der beiden Formen, sondern auch so, daß jede der beiden gegensätzlichen Regungen bei sonst gleicher Stärke in verschiedener Gestalt auftreten kann und so den Unterschied bestimmt. Es kann so sein, daß der Weltprotest, die „Gegenweltlichkeit" des Glaubens, erlahmt und dadurch ein hemmungslos der Allgemeinheit zugewandtes Gebilde entsteht. Und es kann sein, daß eine Sekte von diesem Gebilde durch stärkere Betonung des Gegenweltlichen (meist vorteilhaft) sich abhöbe. Aber beispielsweise in der römischen Kirche lebt ein machtvoller Wille zum Weltprotest (nicht nur in ihrem Mönchtum, sondern in ihrer ganzen Struktur!); aber er ist in eine Form gebracht, die ihn verhindert, den Universalitätswillen zu stören. Man muß also sagen: Sekte ist diejenige religionssoziologische Form, in der der Universalitätsanspruch durch Grad oder Gestalt des Weltprotestes — meist nicht verneint, wohl aber — wirkungslos gemacht wird. Kirche dagegen ist diejenige religionssoziologische Form, in der der Weltprotest so gestaltet ist, daß er den Willen zur Gesamtheit nicht von vornherein utopisch macht. In der Regel wird der Weltprotest in der Sekte enthusiastisch sein, in der Kirche rational, eben in der Qualität verschieden, nicht in der Stärke. Freilich wird dann in der Kirche immer Gefahr sein, daß der Wille zur Universalität seinerseits den Willen zum Weltprotest einengt.

Dibelius sieht dieser Gefahr ins Auge, aber ich kann mich nicht davon überzeugen, daß er sie ernst genug nimmt. In der Ausgestaltung einer Religionsgemeinschaft zur Kirche liegt stets etwas, was dem Willen des Glaubens widerstrebt. Glaube will Wagnis sein, ganz und vorbehaltlos; Kirche als soziologische Größe kann nie Wagnis sein, sondern immer Konstruktion, gefügt nach den Gesetzen der Vergesellschaftung der Menschen. Gerade wenn sie die Gesamtheit erfassen und tätig für sie verantwortlich sein will, muß sie ein Stück Kultur werden wollen und in deren Bedingtheiten eingehen, obgleich der Glaube gerade im Unbedingten sich bewähren will. Gewiß ist auch die Sekte ein Stück Kultur, aber die Kirche muß es sein wollen. Kirche und Sekte wollen beide die Weltüberlegenheit des Religiösen (auf christlichem Gebiete: des Evangeliums) darstellen; die Kirche in rationaler Form, die Sekte in enthusiastischer. Daher kommt die Kirche stets irgendwie dazu, diese Überlegenheit des Religiösen über die Welt mit den Mitteln der Welt darzulegen, durch Überbietung der profanpolitischen Repräsentation oder Struktur oder auch Machtentfaltung. Unsere älteren Kirchengebäude geben davon lautes Zeugnis. Die Gebäude an sich schon sind Repräsentation, wie das Rathaus oder das Schloß es ist, das daneben steht. In den Kirchen wiederholt sich die Standesgliederung mittels der Balkone, Logen und Sondersitze, mitunter bis in die Berufe hinein. Selbst die Orgel mit ihren für ein Musikinstrument oft bedrückend anspruchsvollen Ausmaßen ist Repräsentation, sichtbarer Ausdruck der Tatsache, daß bis in die Kultmusik hinein kulturbestimmte Gliederung und Spezialisierung herrscht und bejaht wird. Gewiß hat der Baustil und die Inneneinrichtung noch andere Wurzeln, aber daß diese beträchtlich mitwirkt, ist unverkennbar. Die Kirche will der Pflicht Gottes Anwalt gegen die Art der Welt zu sein und somit Gegenspiel zur Welt, genügen, indem sie strebt, führender Faktor im Kräftespiel der Kultur zu werden; so hofft sie die „Kultur" von innen her zu überwinden. Die Sekte will auch Überwindung, aber mittels der Opposition. An beiden bewährt die Überweltlichkeit des Religiösen sich dadurch, daß die Aufgabe sich als unlösbar erweist.

Die Auswirkungen jenes verschiedenen Kulturverhältnisses von Kirche und Sekte zeigen sich heute deutlich in

schaft vom Standpunkt einer christlichen Soziologie aus" (Bahn 1925). Thimme zeigt zunächst die Unzulänglichkeit des Sektenbegriffs bei Troeltsch. Dann aber beschränkt er sich auf den Nachweis, daß Troeltschs Sektenbegriff auf die Gemeinschaftsbewegung und ihre Vorläufer nicht paßt und diese deshalb nicht dem Sektentyp zuzurechnen sei (als ob nun Troeltschs Begriff doch noch gelte). Nachdem er dann schön gewisse gesetzmäßige Bedingungen gezeigt hat, unter denen es zu Neubildungen religiöser Gemeinschaften kommen kann, versäumt er nach Gesetzen zu suchen, die bestimmen, wann die Neubildung in die Bahn der Sekte gerät und wann sie kirchenhaft bleibt.

der Verschiedenheit der Volksschichten, auf die sie wirken. In der Arbeiterschaft faßt die religiöse Botschaft noch am ehesten Fuß, wenn sie von einer Sekte ausgeht. Nicht alle Gründe hierfür können dem Kirchentume als Schuld zugeschrieben werden. Aber die Protesthaltung der Arbeiterschaft gegen wesentliche Erscheinungen der heutigen Kultur ist dem Grundzuge der Sekten verwandter als dem der Kirchen. Ein Organismus, der wie die Kirche seinen Weltprotest durch die positiv-rationale Methode verhüllt, kann einem Menschen kein Vertrauen abgewinnen, dem diese Haltung unmöglich ist. Diese Spannung ist wesenhaft und nicht mit Evangelischen Arbeitervereinen zu überwinden, auch nicht mit Delegierung von einigen ausgewählten Arbeitern in die Synoden; ein Mittel, an das Dibelius S. 245 f. denkt. Dabei kann sogar außer Betracht bleiben, daß jenes Verwandtschaftsgefühl teilweise ein Irrtum ist, indem der Protest bei Sekte und bei Arbeiterschaft teilweise (aber eben nur teilweise!) verschiedene Gegenstände trifft. Es genügt, die Wirkung dieser formalen (und manchmal noch engeren) Ähnlichkeit hervorzuheben.

Übrigens gewährt diese Ähnlichkeit Einblicke in die Frage, warum auf dem Wege der Sekten die Durchführung jener Gegenweltlichkeit des Glaubens auf die Dauer ebenso mißlingt, wie in den Kirchen. Das Bekämpfte wie das Autorisierte wird stets irgendwie irdisch-gegenständlich lokalisiert, und dadurch verliert der Protest seine innere Berechtigung und Wucht (nicht immer auch den äußeren Schwung). Dieser Lokalisierung erliegt ja auch die kirchliche Methode. Denn indem die Kirche jene Überweltlichkeit des Glaubens im Wege der positiven Beteiligung am kulturellen Kräftespiel verwirklichen will, kommt sie um der Selbstbehauptung willen unvermeidlich dazu, einen Ausschnitt dieser Kultur der sonst geübten Abwertung zu entziehen. Wie soll dieser Kirche als einem Stück Kultur sonst Autorität eignen, und eben kulturelle! Es entsteht der heilige Bezirk. Damit ist der Ansatz zur Klerikalisierung gegeben. Denn die Setzung eines heiligen Bezirkes verläßt die religiöse Urspannung, von der her diese Heiligung sogleich wieder aufgehoben werden müßte. Diese Antinomie ist zwar erlebnismäßig möglich, aber nicht institutionell fixierbar.

Auch an Dibelius erfüllt sich dieses Schicksal. Seine Rollenverteilung im Kampfe um die Kirche zeigt das; auch seine Hochschätzung des Holländers Abraham Kuyper, von dem er in zustimmendem Sinne, um einen Beleg für die „Welle der Kirche" zu geben, Folgendes zitiert (S. 186):

> Die Kirche ist eine Kolonie, die vom Himmel her auf dieser Erde angesiedelt ist, mit selbständiger Existenz, auf eigenen Fundamenten ruhend, aufgezogen in eigenem Stil, aus ganz anderen Steinen gebaut, als die Steinbrüche dieser Welt darbieten, in ihrer Einrichtung unabhängig von den Gesetzen der Natur und irdischer Gesetzgeber, allein abhängig von dem Lebensgesetz ihres göttlichen Stifters.

Diese Identifizierung eines Ausschnittes der Sichtbarkeit mit der himmlischen Art, diese Umkleidung solchen Ausschnittes mit dem Nimbus göttlicher Würde gemahnt unwillkürlich an katholische Gedankengänge. Das Auftauchen derselben Erscheinung an so verschiedenen Stellen beweist die Zwangsläufigkeit des kirchlichen Weges; und da Dibelius selbst weiß, daß Kuyper auch dem Sektentypus zugezählt werden kann, so kommt ans Licht, wie auf anderer Bahn die Sekte der gleichen Klippe zutreibt. Es ist jedenfalls kein Zufall, daß ein so kirchlicher Mann, wie Dibelius, den Gedanken von der himmlischen Kolonie auf Erden besonders hervorhebt. Die Umkleidung einer irdischen Stelle mit göttlichen Würden ist ein Merkmal dafür, daß klerikale Gedanken Eingang fanden. Da nun die eben dargestellte Entwicklung fast zwangsläufige Kraft hat, ist für alle diese Versuche Kuyperscher und ähnlicher Art die entscheidende Frage, ob und wie sie den Klerikalismus vermeiden. Dibelius fühlt die Gefahr, die hier lauert. Er will ihr entgehen. Er erklärt (S. 205):

> Es gibt Dinge, die zur soziologischen Struktur der Kirche gehören, die daher in jeder Kirche irgendwie vorhanden sein müssen. Es ist gut, darüber klar zu sehen, damit man sich nicht beirren lasse durch das Geschrei: dies oder jenes sei „katholisch" — während es doch nur „kirchlich" ist.

Man braucht nicht die Absicht zu haben, zu „schreien." Aber man kann fragen, ob Etwas damit schon gerechtfertigt ist, daß es als notwendig oder unvermeidlich erwiesen ist. Ob nicht im Wesen des Religiösen gerade die Unmöglichkeit liegt, das Notwendige zu rechtfertigen. Das Religiöse enthält in sich ein Element, das Notwendige verneinen und das Unmögliche wollen zu müssen, und zwar nicht nur ideell als imaginären Zielpunkt, sondern für den konkreten Augenblick; es will stets, doch nie abstrakt, sondern konkret das Nie sich Begebende, ist also mit dem Hinweis auf das Unvermeidliche nicht zu widerlegen, und kann es gerade bei der Kirche nicht gelten lassen.

Gewiß geht bei Dibelius diese „Rechtfertigung" nicht so weit, daß nun „Kirche" ihm der oberste Begriff würde. Er spricht es wiederholt aus: „Die Kirche kann nie Selbstzweck sein."

> Wir wollen Kirche nicht um der Kirche willen! Die Kirche ist Mittel zum Zweck, die Kirche ist das Instrument, mit dem der Wille Jesu auf Erden vollstreckt werden soll. An dem Instrument liegt nichts (S. 130).

> Nicht kirchliches Selbstbewußtsein soll erzogen werden, sondern der Wille zum demütigen Dienst mit den Mitteln der kirchlichen Organisation (S. 131).

> Gefällt es Gott, ein neues Verständnis des Evangeliums in der Welt moderner Industriearbeiter zu wecken, schafft dies neue Verständnis sich neue Formen und zersprengt es die Kirche, — so soll sie denn zersprengt sein! Wir werden einer neuen Gestaltung der Königsherrschaft Jesu freudig entgegenharren (S. 244 f.).

Niemand kann das ernste Bemühen um Evangelisierung des Kirchenbegriffs verkennen. Aber nicht ebenso beruhigt braucht man über den Erfolg der Anstrengung zu sein. Auch der Römische Bischof nennt sich Servus Servorum Dei, und etwas Anderes als Gott dienen an den Menschen will die Römische Kirche auch nicht. Und es weiß Jeder, wieviel subjektive Ehrlichkeit in diesem Streben lebt. Der gute Wille tut es noch nicht; es kommt darauf an, wie dieser gute Wille sich zu behaupten vermag gegen die in der Sache liegenden Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten liegen u. a. in Folgendem:

Die Kirche will zwar dienen, aber doch eben Gotte dienen. Nun ist zwar rechter Gottesdienst Dienst an den Menschen, aber dieser Satz ist ebenso richtig wie unklar. Denn der Gotteswille, dem die Kirche dienen will, ist dem Menschenwillen erstens schlechthin überlegen und zweitens ihm inhaltlich oft (oder stets?) entgegengesetzt. Und die Frage ist, wie die Kirche diese Würde und Eigenart des von ihr vertretenen Willens wahrt und durchsetzt ohne menschlichen Machtanspruch, und sodann, inwiefern ein menschliches Organ überhaupt den Anspruch erheben darf, Anwalt des göttlichen Willens zu sein: eine Lage, bei der sie stets am Schimmer göttlicher Autorität teilhat und so in den Geruch kommt, Gotte das Seinige zu stehlen.

Daß diese Gefahren mit den wohlmeinenden Sätzen, die Dibelius gibt, nicht überwunden sind, zeigt sein Buch deutlich. Es genügt nicht, wenn man sagt:

> Wir vertrauen darauf, daß Gefahren, die katholisches Kirchenwesen über das innere und äußere Leben der Menschen bringt, der evangelischen Kirche fernbleiben werden, — weil sie nicht Kirche ist um der Kirche willen (S. 131).

Das durchaus richtige Prinzip leistet darum so wenig, weil es an der Aufgabe scheitert: wie eine irdisch verfaßte Organisation das Kreuz nicht nur der Welt vorhalten (das tut die Römische Kirche auch und sehr treu), sondern in ihrem Organisationsleben es darleben kann. (Das tut Rom nur teilweise, teilweise das Gegenteil.)

Daß hier die großen Nöte liegen, zeigt sich, wenn wir uns dem zuwenden, was Dibelius über das bischöfliche Amt sagt.

Apollensdorf Karl Müller

Die Christlichkeit der Theologie Schleiermachers

3

Wir wenden uns jetzt dem Einzelnen zu. Schleiermachers Lehre von der Sünde wird von Brunner mit besonderer Schärfe als unterchristlich charakterisiert. Schleiermacher definiert die Sünde als „die durch Selbständigkeit der sinnlichen Funktionen verursachte Hemmung der bestimmenden Kraft des Geistes", oder „die Fürsichtätigkeit des Fleisches." Also, folgert Brunner, sei für Schleiermacher Sünde gleich Sinnlichkeit. Doch das ist nicht nur eine Vergröberung, sondern eine Entstellung seiner Gedanken. Nach Schleiermacher ist von Sünde da zu reden, wenn und soweit das Fleisch, „die Gesamtheit niederer Seelenkräfte", deren Spielraum die sinnenfällige Welt ist, zu denen also selbstverständlich auch Ruhm- und Herrschsucht, ja auch die Freude an wissenschaftlicher Forschung usw. gehört, den Geist, d. h. die Richtung auf das Gottesbewußtsein, hemmt. Also gegen das Fleisch, oder meinetwegen auch die Sinnlichkeit an sich hat Schleiermacher nichts, und es liegt ihm ganz fern, ein bloß naturhaftes Sichabspielen sinnlicher Regungen, von denen der Geist, unter dem Brunner sinnwidrig das „sich selbst bestimmende Ich" versteht, unberührt bleibt, sündig zu nennen. Schleiermacher kennt nur Sünde, die ein Produkt menschlicher Selbsttätigkeit ist*), einer Selbsttätigkeit allerdings, die sich auf dem dunklen Untergrunde einander durchkreuzender Kräfte und Tendenzen erhebt; eine Betrachtungsweise, die ohne Zweifel biblisch ist.

Auf die Bibel, speziell auf Paulus, kann sich auch Schleiermachers genauere Darlegung der Entstehung der Sünde berufen, die Brunner mit unangebrachten höhnischen Bemerkungen begleitet. Schleiermacher führt aus, daß das „Fleisch" im Menschenleben zuerst auf den Plan tritt, sodaß das Selbstbewußtsein zunächst ausschließlich „sinnlich" bestimmt ist. Wenn nun das Gottesbewußtsein erwacht, kann es sich gegenüber der festgewordenen Gewohnheit des Menschen, sich in der niederen Sphäre zu bewegen, nicht gleich zur Geltung bringen, und wenn es vordringt, bemächtigt es sich nicht gleichmäßig des ganzen Menschen, sondern erleuchtet den Verstand, ehe es den Willen unterwirft. Daher das Sündenbewußtsein, die Kämpfe und Qualen des unruhigen Gewissens. Handelte es sich um ein normal beginnendes und abschließendes, stetiges, allmähliches Kraftgewinnen des Geistes wie bei Christus, könnte von Sünde keine Rede sein. Die Sünde ist nach Schleiermacher also eine Abweichung vom normalen Verlauf, eine „Störung der Natur", ein irrationales Faktum, das er keineswegs, wie Brunner ihm unterstellt, zu erklären sucht. Von einem „Startvorteil" des Fleisches bei Schleiermacher zu reden, hat Brunner sachlich das Recht, müßte die Waffe seines Spottes aber auch gegen Paulus richten, der ebenfalls einen „Startvorteil" des alten vor dem neuen Menschen anerkennt. Und nicht nur Paulus, auch Kant könnte und würde den Erörterungen Schleiermachers über die empirische Entstehung der Sünde gern beipflichten. Man kann sagen, daß in diesem Punkte der Theologe die Ansätze des Philosophen in feinsinniger Weise weitergeführt hat. Nur in der Frage nach dem transempirischen letzten Grunde des Bösen widerspricht Schleiermacher Kant, und zwar mit vollem Bewußtsein. Schleiermacher kennt keine intelligible Freiheitstat menschlichen Willens, sondern führt auch die Sünde letzten Endes auf göttliche Ursächlichkeit zurück, ohne sich auf die Frage nach dem Warum einzulassen. **)

*) „Erbsünde" ist nach ihm nur insoweit wirkliche Sünde des Einzelnen, als er an der Kollektivsünde der Menschheit aktiv beteiligt ist.

**) Hätte er diese Frage aufgeworfen, würde er freilich kaum viel mehr haben sagen können, als daß es Gott nicht gefallen hat, die Welt- und Menschheitsgeschichte als Idyll zu gestalten.

Brunners Polemik hebt hervor, daß mit der Freiheit des Menschen auch seine Schuld hinfalle, womit die christliche Erlösungslehre zertrümmert sei. Ob Letzteres der Fall ist, wird sich noch zeigen. Vorweg aber bemerken wir, daß Brunner zu erwägen vergißt, daß mit der Annahme einer letztinstanzlichen Verantwortlichkeit des Menschen sich ein wichtiger biblischer und reformatorischer Glaubensartikel nicht verträgt, die göttliche Prädestination. Man pflegt heute vielfach beides, sowohl die menschliche Freiheit als auch die göttliche Vorherbestimmung, zu bejahen. Beide logisch nicht vereinbaren Gedanken seien unveräußerliche Glaubensaussagen; christliche Demut müsse und könne sich bei dem Widerspruch bescheiden. Aber man macht sich den Sachverhalt doch nicht ganz klar. Glaubensaussagen können allerdings Spannungsverhältnisse in sich tragen. Man darf sagen, daß der ewige Gott in der Zeit handelt, daß Gottes Transzendenz und Immanenz sich nicht ausschließen, vorausgesetzt, daß die Begriffe der Ewigkeit und Transzendenz nicht in logisch kontradiktorischem Sinne ihren Korrelatbegriffen gegenübergestellt werden, sondern nur zum Ausdruck bringen, daß Gottes Wesen über Zeitlichkeit und Innerweltlichkeit hinausragt. Aber Prädestination und Willensfreiheit, von denen die eine besagt: Nicht du, sondern ich! die andere dagegen: Nicht ich, sondern du! kann man nur zugleich behaupten, wenn eine der beiden Aussagen (oder beide) nicht in vollem Ernst genommen wird. Schleiermacher ist der Ansicht, darin mit Paulus und Luther durchaus einig gehend, daß Gott nicht ganz ernst genommen werden kann, wenn man die Prädestination leugnet*); so ist er denn ernsthaft genug, die menschliche Willensfreiheit, soweit sie mehr zu sein beansprucht als ein Handeln ohne äußeren Zwang, abzulehnen. Mag man es dem Nichttheologen nachsehen, wenn er sich ausschließende Glaubensgedanken nebeneinander hegt und nach Bedarf mit ihnen wechselt, der Theologe hat die sittliche Pflicht durchzudenken, und zwar nicht um des Systems, sondern um der Wahrheit willen.

4

Nun zur eigentlichen Erlösungslehre Schleiermachers. Christus „nimmt uns auf in seine Lebensgemeinschaft." Der von ihm ausgehende Impuls hilft uns über den toten Punkt hinweg, beseitigt die Hemmungen des Gottesbewußtseins, überwindet den Widerstand der Sünde. Jener erlösende Impuls ist also ein überspringender Lebensfunke. Er ist nicht rational (Schleiermacher sagt „empirisch") aus Vorbild und Lehre des Meisters abzuleiten, freilich auch nicht „magisch" durch unmittelbare Berührung mit dem Erhöhten zu deuten, vielmehr als „mystisches" Wirksamwerden seines von der Gemeinde überlieferten und in ihren Gliedern sich widerspiegelnden Lebensbildes zu verstehen. Von diesem Impuls berührt, sieht man in der Raum und Zeit beherrschenden Gestalt des Erlösers den religiösen Genius, den Träger des absolut kräftigen, stetigen Gottesbewußtseins und — da im Gottesbewußtsein sich die menschliche Natur vollendet — das geschichtliche Wirklichkeit gewordene Urbild reinen Menschentums. Der heilstiftende Einfluß Jesu Christi äußert sich nun in doppelter Weise, indem einmal das Gottesbewußtsein auch in uns gekräftigt und aktiviert wird (Erlösung im engeren Sinne), indem zweitens, ebenso unmittelbar aus dem christlichen Zentralerlebnis entsprungen, das Bewußtsein der Seligkeit, des Aufhörens alles Übels, sich einstellt (Versöhnung). Im Leben des einzelnen Christen stellt sich endlich die Erlösung dar als Wiedergeburt und Heiligung, wobei die erstere wiederum in die beiden Momente der Bekehrung (= Reue und Glaube) und Rechtfertigung (= Sündenvergebung und Adoption) zerfällt. Man mag bezweifeln,

*) Von Kant wird man urteilen dürfen, daß er Gott nicht ganz ernst genommen hat.

daß es Schleiermacher bei aller Virtuosität gelungen ist, die Fülle der biblischen Begriffe an der rechten Stelle seinem System einzufügen, doch kommt es darauf nicht eben sehr an.

Die Brunnerschen Einwendungen gegen diese Erlösungslehre greifen wieder großenteils weit vorbei. Er meint, Schleiermachers Stetigkeitsprinzip, das nur ein allmähliches Werden zulasse, schließe eine Erlösung, die doch nach Schleiermacher selbst einen Wendepunkt bedeute, überhaupt aus. Nun, vielleicht hätte Schleiermacher den Ausdruck „Wendepunkt" besser vermieden. Jedenfalls ist es von seinem Standpunkt aus durchaus korrekt, bei Darlegung des religiösen Entwicklungsganges von Hemmungen zu reden, denen befreiende Durchbrüche entsprechen: das Auftreten Jesu Christi in der Menschheitsgeschichte, die Wiedergeburt in der Geschichte des Einzellebens. Das widerstreitet dem Entwicklungsprinzip nicht im Geringsten.

Aber müßte nicht, falls die dynamisch-kausale Betrachtungsweise Recht hätte, der erlösende Impuls im Laufe der Zeit immer schwächer werden? Gewiß, wenn geistige Einflüsse, kräftige Ideen sich ebenso abliefen wie rollende Kugeln und gleitende Wellen. Aber das tun sie eben nicht. Sie haben statt dessen die Tendenz sich durchzusetzen! Schleiermacher weiß physikalisches und geistiges Geschehen auseinander zu halten.

Aber müßte nicht der Ursache die Wirkung entsprechen, folglich unsündliche Vollkommenheit sich auch in der Christenheit nachweisen lassen? Nachweisen? Nun, das wäre wohl zu viel verlangt. Aber als treibende Kraft kann man sie, wofern man selbst von ihr berührt wird, allerdings erfahren. Es ist kein Nonsens, das zu behaupten.

Aber huldigt nicht Schleiermacher katholischem Traditionalismus, da nach ihm die Gemeinde die Einflüsse des Erlösers durch ihr Zeugnis weiterleitet und kein unmittelbares Verhältnis zu Christus zugelassen wird, ja muß man nicht wegen der Bedeutung, die dem christlichen Gesamtleben für die Erweckung des Einzelnen zukommt, von einem Kollektiv-Pelagianismus reden? Ganz falsch, da einmal von Brunner übersehen wird, daß, wie die Glaubenslehre ausführt, die Verkündigung der Gemeinde vor allem das Bild Christi an ihre Glieder heranbringt, sodann da er nicht bedenkt, daß nach Schleiermacher das innere Leben der wahren Kirche nichts Anderes ist als der Geist Gottes, also ganz gewiß kein menschliches Gemächte.

Ernsthafter Erwägung wert ist dagegen Brunners Behauptung, daß Schleiermachers Erlösungslehre auch insofern unevangelisch sei, als es sich in ihr gut katholisch um einen Inspirations- oder Infusionsvorgang handle und die Rechtfertigung ihre echt evangelisch fundamentale Stellung verloren habe. In der Tat, den Brennpunkt des Erlösungserlebnisses bildet nach Schleiermacher eine Inspiration. Aber diese wird von ihm keineswegs sakramental, auch nicht als Mitteilung einer ethischen Qualität gefaßt, wie es der katholischen Lehre entsprechen würde, sondern er meint genau das, was die Reformatoren donatio fidei nannten und was mit gutem Grund als das Herzstück evangelischen Glaubens bezeichnet worden ist. Einzuräumen ist freilich, daß Schleiermacher jenen gottgeschenkten Glauben nicht im evangelischen Vollsinn auszudeuten weiß. Davon wird noch die Rede sein.

Aber auch gegen den zweiten Vorwurf könnte Schleiermacher sich wehren. Wenn er besagen solle, daß unser Heil in Gott und nicht in eigenem Erleben begründet sei, so komme diese berechtigte These in seiner Theologie voll zu ihrem Rechte, denn Gottes Erlösungsratschluß oder vielmehr letztlich sein alles in sich befassender Schöpfungsratschluß sei dieser Grund. Einen göttlichen Rechtfertigungsakt dagegen im deklaratorischen Sinn und abgesehen von vorhandenem oder künftigem Glauben der Christen erkenne er nicht an, meine auch nicht, daß dem echt protestantischen Bewußtsein viel daran gelegen sein könne. Dennoch wird nicht zu leugnen sein, daß in Schleiermachers Glaubenslehre ein überaus charakteristisches Moment sowohl paulinischen, als auch reformatorischen Heilserlebens, das freilich auch Brunner nicht klar herausarbeitet, ausgeschaltet ist. Paulus und Luther schildern ergreifend, daß sie ihrem Sündenelend nie entronnen wären, wenn sie nicht in Christo einen göttlichen Liebesblick, eine Offenbarung göttlicher Barmherzigkeit zu sehen geglaubt und so als Erstes neue Zuversicht gewonnen hätten. Gleich dem Gichtbrüchigen vernahmen sie zuerst das Wort: Dir sind deine Sünden vergeben! und dann erst das andere: Stehe auf und wandle! Diese eigentümliche Erfahrung spiegelt sich in Schleiermachers Glaubenslehre nicht wider*), so daß sie allerdings nicht genuin „evangelisch" genannt werden kann. Wir werden gleich sehen, woher dieser Mangel rührt.

Doch muß vorher noch Eins bemerkt werden, mag es dem Kritiker auch schmerzlich sein. Die von Schleiermacher in seine Erlösungslehre eingebaute Christusanschauung ist nicht haltbar. Das ist keine neue Erkenntnis; schon D. Fr. Strauß hat sie mit schneidender Schärfe ausgesprochen. Das Heilandsbild der Glaubenslehre ist künstlich konstruiert, und zwar hat die platonische Ideenlehre dabei Pate gestanden, wie der nicht minder künstlich zurecht gezimmerten metaphysischen Christologie der orthodoxen Kirchenlehre die stoische Logosspekulation zugrunde liegt. Weiter: Schleiermachers Annahme, daß das Urbild in einer historischen Einzelerscheinung realisiert sei, zerreißt allerdings den von ihm aufgestellten Geschichts- und Entwicklungsbegriff und führt an Stelle des zugelassenen relativen das absolute Wunder ein. Mit der von ihm so gern herangezogenen Analogie zwischen dem religiösen und dem künstlerischen Genius ist es nun nichts, denn es gibt keinen absoluten Künstler. Hier also kann der denkende Schüler Schleiermachers nicht stehen bleiben. Das zeigt Troeltschs Beispiel, der Christum als einen, wenn auch den bedeutsamsten Knotenpunkt innerhalb der religiösen Menschheitsgeschichte sehen lehrte und die Absolutheit des Christentums leugnete. Darüber wird man, wenn man Christum lediglich als Kraft- und Anregungszentrum betrachtet, schwerlich hinauskommen.

Um einen vollen Überblick über das lebendige Ganze der Theologie Schleiermachers einschließlich der christlichen Sitte zu gewinnen und die abschließende Kritik vorzubereiten, müssen wir noch Folgendes uns deutlich machen. Man hat häufig eine unausgeglichene Spannung gefunden zwischen der Schleiermacherschen Bestimmung des Wesens der Religion als schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl — womit die Religion in die ästhetische Sphäre des Genusses oder der Betrachtung gerückt werde — und seiner Feststellung des teleologischen Artcharakters des Christentums und wohl gemeint, daß dieser sachlich angesehen unerlaubte Hiatus nur verständlich werde, wenn man bedenke, wie in der Person des großen Theologen in eigenartiger Weise Gefühlsinnigkeit und Willensenergie vereinigt gewesen sei. Doch zeugt diese Reflexion von ungenügendem Eindringen in den Sachverhalt. Das schlechthinige Abhängigkeitsgefühl oder Gottesbewußtsein ist an sich neutral, weder ästhetisch noch teleologisch determiniert; aber der Mensch, der Träger desselben, kann eine genießende Haltung einnehmen, oder er kann auch ganz oder vorwiegend hingenommen sein von dem Verlangen, daß seine Frömmigkeit vollausgeklärt werde

*) Die „Christliche Sitte" bietet in dieser Hinsicht mehr. Doch wenn Schleiermacher in ihr ausführt, daß im Christentum die (werdende) Seligkeit Impuls zum Handeln sei, so ist auch damit die reformatorische Heilserfahrung nicht beschrieben. Denn für Schleiermacher ist im Unterschied von Luther das Gottesbewußtsein als solches, und nicht das Bewußtsein des gnädigen Gottes, Seligkeit.

und auch die anschließenden Bewußtseinsmomente beherrsche. Auf künstlerischem Gebiete entspricht dem der Gegensatz des ästhetischen Feinschmeckers und des ringenden und schaffenden Künstlers, der wohl auch, mit oder ohne seinen Willen, zum Kunstapostel wird. Dieser Seitenblick auf ein anderes Gebiet orientiert zugleich über den Wertcharakter der Typen *). Der Mensch in seinem religiösen Werdedrang, der durch Jesum Christum in lebendigen Fluß gebracht wird, ist nach Schleiermacher das nächste Subjekt der christlichen Religion. Doch das Subjekt erweitert sich, denn für den Ausbau seiner christlichen Theologie schlägt Schleiermacher aus dem Umstand Kapital, daß wie alle übrigen geistigen Funktionen so ganz besonders die religiöse in ihrer Entfaltung abhängig ist von den Einwirkungen der Gemeinschaft, dem geistigen Austausch des geselligen Lebens. So bekommt seine Theologie neben der teleologischen ihr kirchliches Gepräge. Die Kirche führt ihren Gliedern das Bild Jesu und die mancherlei von ihm ausgehenden, in persönliches Leben der Gläubigen umgesetzten Impulse zu, und empfängt ihrerseits die beabsichtigten und unbeabsichtigten Gegenwirkungen. Der Strom des christlichen Gemeinschaftslebens rollt dem Meere zu, das Reich Gottes wird der Zielpunkt jener rastlosen Bewegung. So fügen sich an die Glaubenslehre zwanglos und folgerichtig die Gedanken der christlichen Ethik an. Läßt sich die Klarheit, Kraft und Geschlossenheit dieser Auffassung des Christentums bezweifeln?

5

Doch nachdem wir uns bemüht haben, dieser Theologie gerecht zu werden, ist es nun an der Zeit, ihren einen großen Mangel, neben dem alle übrigen verschwinden, ihr — das ist nicht zu viel gesagt — furchtbares Manko aufzudecken. Natürlich ist dies auch von Brunner gefühlt worden, wenn ihn seine unglückliche Antithese Mystik — Wort auch verhindert hat, es klar herauszuarbeiten. Worum handelt es sich nach Schleiermacher in aller Religion, insbesondere auch in der christlichen Erlösungsreligion? Um das Gottesbewußtsein! Im Christentum wird das Gottesbewußtsein durch Jesum, der es in absoluter Fülle besaß, und die seinen Geist weitertragende Kirche von seinen Hemmungen befreit und ringt sich in einem Prozeß, der kein zeitliches Ende hat, im Einzel- und Gemeinschaftsleben zu immer größerer Klarheit und Stetigkeit durch. Das Gottesbewußtsein! Aber muß nicht dies Gottesbewußtsein noch näher bestimmt werden? Nein, es muß nicht, denn es kann ja nicht! Hebt sich nicht das christliche Gottesbewußtsein von dem allgemeinen ab? Nein, im Grunde genommen nicht. Wohl redet Schleiermacher in der Ausführung seiner Erlösungslehre gar nicht selten von Gottes Gnade und Güte, wohl werden in der Lehre von den göttlichen Eigenschaften die „schlechthinige Geistigkeit" der göttlichen Allmacht, ferner seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, sowie endlich seine Liebe und Weisheit hervorgehoben, ja es wird gezeigt, weshalb allein die Liebe geeignet sei, als Wesensbezeichnung Gottes zu dienen. Aber was bedeutet dies alles? Nichts Anderes, als daß Schleiermacher Gott als den lebendigen **) Urgrund wie im Allgemeinen der Welt und alles Werdens auf ihr, so auch der Sphäre des Geistigen und der Religion im Besonderen angesehen wissen will. In der Religion kommt er ausschließlich als solcher, also als das Woher alles Daseins, zum Bewußtsein; als seine Gnade und Güte wird es beurteilt, daß unter dem Einfluß des Erlösers sich dies Bewußtsein frei entfaltet. Wir verstehen jetzt, was es bedeutet, wenn Schleiermacher zusammenfassend die göttliche Liebe als die Eigenschaft bezeichnet, vermöge deren das göttliche Wesen sich mitteilt. Wenn und soweit der göttliche Urgrund in seiner allbedingenden Größe unserm Bewußtsein ungehemmt sich darstellt, reden wir von seiner Liebe und sind uns darüber klar, daß Liebe ebensowenig wie eine der andern sogenannten Eigenschaften „etwas Besonderes in Gott" bezeichnet ([2] § 50). Da im Gottesbewußtsein Gott als der sich Mitteilende gegenwärtig ist, ist Gottesbewußtsein haben und Gott als Liebe erkennen ohne Weiteres ein und dasselbe. Woraus sich ergibt, daß Schleiermacher wohl von Gottes Liebe zu uns reden kann, was leider wenig genug besagt, aber Schwierigkeiten hat, von unserer Liebe zu Gott zu sprechen. Denn den Urgrund kann man nicht lieben, es sei denn mit der spekulativen Liebe des Mystikers. Woraus sich aber vor allen Dingen ergibt, daß Schleiermacher kein Vertrauensverhältnis zu Gott kennt, daß ihm der Glaube des Vater Unsers, des achten Kapitels des Römerbriefs und des großen Katechismus fremd bleibt. Schleiermacher zeigt auch hier seine bewunderungswürdige Konsequenz. Glaube ist ihm „die anfangende Erfahrung von der Stillung jenes geistigen Bedürfnisses durch Christum" ([2] § 14), eine Formel, die uns nach dem vorher Gesagten sofort verständlich ist und in der das Moment des Vertrauens gänzlich fehlt. So ist es einleuchtend, daß Schleiermacher von der spezifisch reformatorischen Heilserfahrung nichts weiß; nicht um Mutgewinnen handelt es sich für ihn, sondern einzig und allein um das Aufschlagen der Augen vor dem Unendlichen. Aber, so muß man fragen, ist das schon oder noch christliche Religion?

Andererseits ist festzustellen, daß sich bei Schleiermacher die Voraussetzungen zu einer ganz andern, ungleich lebensvolleren Gottesanschauung finden. Gott steht doch hinter dem großen Prozeß geistiger Durchdringung der Natur, der das Thema der philosophischen Ethik bildet. Gott ist es, der das religiöse Leben aus dem Keim zur Blüte und Frucht sich entfalten läßt, ja von seinem ewigen Schöpfungs- und Erlösungsratschluß ist oft die Rede. Ist es möglich, daß dieser Gott als neutrale Monas, als Urgrund, der jeder näheren Bestimmung spottet, als bloßes „Woher" verstanden wird? Ist man nicht genötigt, diesen Gott mit allem Ernst in Analogie zum menschlichen Geiste zu denken, auch wenn man ihn nicht in die Schranken persönlichen Lebens einzuschließen wagt? Muß man ihm nicht Intelligenz, Willen, Liebe zuschreiben und daran festhalten, daß diese Worte, obschon sie abstrahiert sind von der Anschauung menschlichen Geisteslebens, etwas Reales für Gott bedeuten? Darf man vielleicht, ohne zu freveln, reden von geistiger Bewegung in der unendlichen Ruhe, von realen Beziehungen zu zeitlichem Geschehen im ewigen Sein, von Spannungen, von Dunkelheiten, von Freude und von Leid in Gott? Ja, dann wäre Religion etwas Anderes als bei Schleiermacher, lebensvoller, erschütternder. Mit wahrer Angst, die er nicht kennt, müßte man in ihr fragen nach dem Willen des Höchsten, und eine ihm fremde Seligkeit würde in ihr aufdämmern, wenn man etwas ahnte von der himmlischen Liebe, die bei aller Göttlichkeit echte Liebe wäre. Auch Jesum Christum würde man dann mit andern Augen ansehen. Er wäre dann nicht der Befreier, der ein qualitativ stets sich selbst gleiches, wenn auch in seinem Werdegang auf verschiedenen Klarheitsstufen sich darstellendes Gottesbewußtsein entfalten hülfe, sondern der Offenbarer, an dessen Bild und Wort sich ein neuer, bisher nur unsicher tastender, weniger durch Schwäche als durch Zweifel niedergehaltener Glaube in reiner Gewißheitsflamme entzündete, der von dem Glauben der geklärtesten Mystik durch eine Welt getrennt wäre und beten könnte:

*) Es mag bemerkt werden, daß Schleiermacher das ästhetische Moment, das in den Reden dominierte, in der Glaubenslehre klar und sicher in seiner relativen Selbständigkeit, aber nur sekundären Bedeutung zur Geltung kommen läßt. Nun ist nicht mehr Religion Begleitmusik zum tätigen Leben, sondern Seligkeitsgefühle begleiten das religiöse Streben, den religiösen Werdedrang.

**) Gottes Geistigkeit soll nach Schleiermacher mehr seine schlechthinige Lebendigkeit als eine Analogie zu unserm Geist zum Ausdruck bringen ([2] § 55, 1), und wer ihn kennt, zweifelt nicht, daß er auch das Wort „Lebendigkeit", auf Gott bezogen, nur behutsam zu verwenden gestattet.

Vater unser! Man muß sagen, daß der Schleiermacher der Reden, trotz ihres dem Christen so anstößigen romantischen, quietistischen Ästhetizismus diesem Glauben näher war als der Verfasser der Glaubenslehre. In den Reden können wir einen zwiespältigen Gottesgedanken feststellen: Gott-Universum und der lebendige, in Natur und vor allem in der Geschichte schöpferisch waltende „Weltgeist" sind nicht ausgeglichen. Spinozistischer Unendlichkeitsmystik stemmt sich noch christlicher Glaube entgegen. In der Glaubenslehre ist der Kampf entschieden. Sie liegt im Bann Schellingscher Identitätsphilosophie. Identitätsphilosophie mit einzigartiger Kunst vorgetragen als christliche Erlösungslehre, von einem Manne, der Christ war, der sich aber über das Zentralste täuschen konnte, weil ihm die instinktive, kindliche Sicherheit, deren Besitz ihn zum religiösen Genius gemacht haben würde, fehlte — eine bewunderungswürdige Leistung, eine nicht auszuschöpfende Fundgrube für den Theologen, und doch — ein Jammer! Brunner hat ganz recht, wenn er Schleiermachers Theologie im Grunde mystisch nennt *), doch hat er das Problem, das sie uns aufgibt, nicht richtig formuliert. Es heißt nicht „Mystik und Wort", sondern Mystik und Glaube.

Iburg Wilhelm Thimme

Sechs Jahre Notgemeinschaft

Der Fachausschuß für Theologie 1921—1926

Als die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft mich kürzlich um einen Rückblick auf die ersten sechs Jahre ihrer theologischen Hilfsarbeit bat, stand zunächst jene furchtbare Zeit wieder vor meiner Seele, in der wir von Woche zu Woche deutlicher zu der Überzeugung kamen, daß ein völliger Zusammenbruch der theologischen literarischen Produktion bevorstehe. Es ist damals vor allen Dingen Hugo Greßmann gewesen, der versucht hat, die Öffentlichkeit auf diesen Notstand aufmerksam zu machen, und es sind damals fast in allen deutschen Ländern und preußischen Provinzen Gesellschaften zur Förderung der evangelischen Theologie gegründet worden.

Die Aufgabe, die diese Gesellschaften sich stellten, war vor allen Dingen die Beschaffung von Mitteln zur Rettung der zusammenbrechenden theologischen Zeitschriften, aber auch zur Unterstützung des Druckes wertvoller Einzeluntersuchungen. Man muß dankbar bekennen, daß diese Gesellschaften, die zum Teil heute noch bestehen, mit dem naturgemäß beschränkten Maß ihrer Kräfte oft Erhebliches geleistet haben. Eine in ihrer Organisation besonders großartig aufgemachte Gesellschaft allerdings, die sich sogar mit einem Senat und Senatoren ausgestattet hatte, war sehr bald erlahmt und hatte auch vorher an Leistungen recht wenig aufgewiesen.

Wer sich an solchen Organisationen beteiligte, hatte vielleicht gerade deswegen immer deutlicher die Empfindung, daß dem drohenden Zusammenbruch der literarischen Produktion nur durch eine ganz großzügige Reichsorganisation abgeholfen werden könne. Darum ist in den theologischen Kreisen beider Konfessionen die Gründung der Notgemeinschaft mit ganz besonderen Erwartungen begrüßt worden. Es darf hier vielleicht daran erinnert werden, daß für die protestantischen Theologen jene Zeit zugleich auch eine Aufbauzeit ersten Ranges in den Kirchen gewesen ist. Handelte es sich doch um die Schaffung neuer Kirchenverfassungen nach Fortfall des Summepiskopates. Manche von uns sind auf beiden Aufbaugebieten tätig gewesen, auf dem praktisch-kirchlichen und auf dem wissenschaftlich-theologischen, und können es bezeugen, daß hier wie dort die Größe und Schwierigkeit der Aufgaben viele vorher gebundene Kräfte schöpferischer Arbeit entfesselt hat. Das war überhaupt doch der erhebendste Eindruck in jener bitteren Notzeit, daß sie zu einer großen geistigen Mobilmachung führte, und Niemand von uns wird es jemals vergessen können, daß es vor allen Dingen die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft unter Führung ihres Präsidenten, des Staatsministers Friedrich Schmidt-Ott, gewesen ist, die mit großer Energie alle wachwerdende Arbeitsfreudigkeit zu einem Kraftzentrum vereinigte.

Daß neben den vielen anderen finanziellen Förderern der Notgemeinschaft im In- und Ausland vor allen Dingen das Reich eingriff und wie selbstverständlich auch eingriff zu Gunsten der so stark gefährdeten Theologie beider Bekenntnisse, muß hier mit besonderer Dankbarkeit betont werden. Das Schlagwort der Trennung von Staat und Kirche wurde damals in weitesten Kreisen so aufgefaßt, als habe der Staat überhaupt kein Interesse an kirchlichen und theologischen Dingen, und es hat in unseren Reihen nicht an Sorgenvollen gefehlt, die dem sogenannten religionslosen Staat damals überhaupt nichts Gutes zutrauten. Daß die deutsche Reichsverfassung von 1919 den Fortbestand der Theologischen Fakultäten an den Universitäten garantiert hatte, war indessen bereits damals ein Aktivposten von höchstem Werte, und es muß im Rückblick auf die ersten sechs Jahre der Notgemeinschaft wieder mit großer Dankbarkeit festgestellt werden, daß die vom Reich kommenden Mittel wie den anderen Disziplinen so auch der wissenschaftlichen Theologie beider Konfessionen *) in rückhaltlosem Vertrauen zur Verfügung gestellt worden sind.

Wie sind diese Mittel angewendet worden? So, daß, aufs Ganze gesehen, jene drohende Katastrophe abgewendet worden ist. Der noch 1920 wahrscheinliche völlige Zusammenbruch der wissenschaftlich-theologischen Produktion ist nicht eingetreten; im Gegenteil: in einem von Jahr zu Jahr wachsenden Umfange ist jedenfalls den dringendsten Notwendigkeiten dieser Produktion Genüge geleistet worden. Ich schätze die Zahl der in diesem Zeitraum unterstützten wissenschaftlichen theologischen Zeitschriften und Einzelwerke beider Konfessionen zusammen auf rund vierhundert. Keine der unbedingt notwendigen Zeitschriften ist untergegangen, und obwohl zunächst eine starke Verminderung des Umfanges eintreten mußte, haben sich die Zeitschriften allmählich wieder so erholt, daß sie dem normalen Bedürfnis genügen. Der Löwenanteil der Unterstützungen von Einzelwerken fiel natürlich auf die biblischen und historischen Fächer, in beiden Konfessionen; aber das liegt in der Natur der Sache, und man darf nicht übersehen, daß doch auch eine ganze Anzahl wertvoller dogmatischer, moraltheologischer und religionsphilosophischer Arbeiten gefördert worden sind.

Ganz besonders hervorgehoben werden muß die Tatsache, daß dank der Notgemeinschaft einige der ganz großen Unternehmungen zum Teil nach schweren Stockungen weitergeführt werden konnten: die Göttinger Quellen der Religionsgeschichte, die griechisch-christlichen Schriftsteller der Berliner Akademie, die Akten der ökumenischen Konzilien sowie der Konzilien von Konstanz und Trient, die Weimarer Lutherausgabe. Daß die neuerdings wieder aufblühenden Ausgrabungsarbeiten auch der Theologie neue große Erkenntnisse zuführen, haben die Grabungen in Sichem und Ephesus in erfreulichster Weise gezeigt. Diese beiden Unternehmungen, die übrigens auch sehr bemerkenswerte Beispiele internationaler wissenschaftlicher Zusammenarbeit sind, verdanken ja auch der Notgemeinschaft tatkräftige Förderung. Die Zugänglichmachung der wichtigsten ausländischen Literatur durch

*) Vorausgesetzt, daß er sich dazu bequemt, seinen Begriff der Mystik zu revidieren.

*) Die Bedürfnisse der beiden Fakultäten wurden zunächst durch einen einzigen Fachausschuß bearbeitet; seit 1924 ist eine Teilung eingetreten, die Vorsitzenden je der Fachausschüsse für evangelische und katholische Theologie blieben aber in Arbeitsgemeinschaft.

die Notgemeinschaft muß hier ebenfalls mit besonderer Anerkennung erwähnt werden.

Wer auf diese ganze große Arbeit zurückblickt, muß Eines noch ganz besonders betonen. Die Notgemeinschaft hat, indem sie Zeitschriften, Bücher und andere wissenschaftliche Unternehmungen unterstützte, auch Menschen gefördert, arbeitende und ringende, der Führerauslese unseres Volkes zustrebende Menschen, die unter dem Druck einer unerhörten Notzeit zum Teil innerlich zusammenzubrechen drohten. Insbesondere hat die Notgemeinschaft den wissenschaftlich-theologischen Nachwuchs beider Konfessionen, indem sie ihm sichere Arbeitsmöglichkeiten schuf, mit neuer Zuversicht und fruchtbringender Schaffensfreude erfüllt: unsere Privatdozenten, manchen jungen Geistlichen, die fleißigen Patres unserer deutschen gelehrten Klöster, aber auch manchen Veteranen der Wissenschaft, der nach reichen Forscherjahren sich an seinem Lebensabend zur Unfruchtbarkeit verdammt sah. Was in allen diesen Kreisen an neuer Schaffenslust durch die Notgemeinschaft möglich gemacht wurde, ist eine ethische Leistung, deren Tragweite für den inneren Aufbau in Staat und Kirche gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Dieses persönliche Moment in der Tätigkeit der Notgemeinschaft trat ganz besonders in die Erscheinung durch die vielfach verliehenen Forschungsstipendien; sie kamen meist an jüngere, auf die akademische Laufbahn hinarbeitende Kräfte, denen dadurch die Möglichkeit gegeben war, ohne auf Kosten ihrer besten eigenen Arbeitszeit die tägliche Fron schlechtbezahlter Privatstunden aufsichnehmen zu müssen, sich ganz einem großen wissenschaftlichen Problem hinzugeben. Dasselbe gilt von den erfreulicher Weise ebenfalls durch die Notgemeinschaft verliehenen Reisestipendien, durch die eine ganze Anzahl von katholischen und evangelischen Theologen u. A. nach Rom, nach dem sonstigen Italien, nach Spanien, Paris, Palästina, Ägypten, England und Schottland gelangen konnten, alle mit besonderen Studienaufgaben, aber doch auch (das sei hier besonders hervorgehoben) mit einem Nebenertrag, der gerade für die Persönlichkeitsbildung der Theologen von besonderer Wichtigkeit ist: wohl alle diese Auslandsreisenden sind mit einer erheblichen Vermehrung ihrer Kenntnis des ausländischen Kirchen- und Volkstums zurückgekehrt.

Ein Aktivposten der Notgemeinschaft darf bei alledem nicht verschwiegen werden. Durch die von dem Fachausschuß geübte und durch die Fakultäten und andere Sachverständige bereitwillig unterstützte Kontrolle der eingelaufenen oder beabsichtigten Gesuche ist in manchen Fällen der Druck minderwertiger Arbeiten verhindert worden. Daß vor 1914 gerade in der damals ungeheuren theologischen Produktion viel völlig Überflüssiges und Wertloses zu finden ist, wird Niemand, der die Dinge kennt, bestreiten. Daß die heute quantitativ geringere theologische Produktion qualitativ im allgemeinen höher steht, scheint ebenso sicher zu sein. Völlig lassen sich natürlich auch jetzt gelegentliche Nieten nicht vermeiden, aber es ist im Ganzen sicher doch ein Segen gewesen, daß die Mitarbeiter der Notgemeinschaft oftmals schon ehe die Gesuche förmlich an den Fachausschuß gelangten, namentlich auf jüngere Bewerber im Sinne der biblischen Mahnung aus Koheleth 12, 12 einwirkten: „Mein Sohn, laß dich warnen; des vielen Büchermachens ist kein Ende!"

In Summa: die hinter uns liegenden sechs Jahre Notgemeinschaft bedeuten durch die Notgemeinschaft für die deutsche wissenschaftliche Theologie beider Konfessionen eine Zeit des äußeren Aufstieges und der inneren Kräftigung und verpflichten uns in tiefer Dankbarkeit gegen die Leitung der Notgemeinschaft und die Förderer ihrer Arbeit in Reichsregierung und Reichstag sowie in privaten Kreisen des In- und Auslandes auch fernerhin zur Anspannung unserer besten Kräfte.

Berlin-Wilmersdorf Adolf Deißmann

Weder nationalistisch noch pazifistisch!

Wider die Alternative v. Broeckers

In der Weihnachtsnummer des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift hat Arthur v. Broecker die Frage aufgeworfen, ob der Tod unserer Helden im Weltkrieg uns nationalistisch oder pazifistisch machen soll, ob er uns zu der Losung „Nun erst recht Krieg!" oder zu der anderen „Nie wieder Krieg!" treiben soll. Indem er diese Frage, die für Pfarrkonvente jetzt aktueller und entscheidender als die meisten theologischen Fragen sei, unter Ausschaltung aller Parteileidenschaften in der Stille des Gewissens vor Gott zu beantworten sucht, ja sie durch Gott selbst beantworten läßt, gibt er die Entscheidung: Nicht „nationalistisch", sondern „pazifistisch", nicht „Nun erst recht Krieg!", sondern „Nie wieder Krieg!"

Da ich dem größten Teil der Ausführungen, mit denen v. Broecker diese Entscheidung begründet, mit lebhaftester Sympathie zustimme, ist es mir um so mehr ein gewissensmäßiges Bedürfnis, der Entscheidung selbst nachdrücklichst zu widersprechen. Sie scheint mir nicht das notwendige Ergebnis seiner Gedankengänge zu sein, vielmehr geradezu auf einem Trugschluß zu beruhen. Denn ich halte die ganze Alternative, wie er sie aufstellt, für falsch. Er formuliert sie nach beiden Seiten in jener doppelten Weise, abstrakt-begrifflich und dann mit konkreter Parole. Da die Begriffe „nationalistisch" und „pazifistisch" im heutigen Sprachgebrauch nicht eindeutig sind, setzen wir bei den konkreten Ausdrücken ein.

Daß die Parole „Nun erst recht Krieg!" unchristlich ist und dem Geist des Christentums ins Gesicht schlägt, bedarf keines weiteren Wortes. Aber wie steht es mit der anderen, von v. Broecker befürworteten, ja im Namen Gottes verkündeten Parole „Nie wieder Krieg!?" Sie ist gewiß echt christlich, wenn sie unseren Wunsch, es möge nie wieder Krieg kommen, und unseren aufrichtigen Willen, soviel an uns liegt, einem Kriege vorzubeugen und entgegen zu arbeiten, bezeichnen soll. Aber besagt sie nicht heute für Viele mehr, und erweckt nicht v. Broeckers eigene Ausführung mindestens den Anschein, daß sie auch für ihn mehr besagen soll, daß nämlich der Krieg in Zukunft um jeden Preis vermieden werden müsse? Dann würde durch diese Parole eine Gesinnung geweckt und gestärkt werden, die nicht nur dem Wort unseres deutschesten Dichters „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!" keine Geltung läßt, sondern die sich auch mit keinem Rechtstitel als christlich und als dem Willen Gottes gemäß bezeichnen darf.

Denn an diesem Punkt ist die Argumentation v. Broeckers brüchig. Ja ihre Beweiskraft wendet sich gegen ihn. Zunächst fällt auf, daß er gar nicht den Versuch macht, seine Stellungnahme aus dem christlichen Glauben selbst zu begründen. Er setzt vielmehr sofort mit einer „geschichtsphilosophischen" Überlegung ein. Entscheidende Instanz für christliche Glaubensurteile ist eine solche doch aber jedenfalls nicht. Im übrigen teile auch ich in geschichtsphilosophischer Hinsicht die Meinung, daß der Krieg sich durch Übersteigerung zur Sinnlosigkeit nach Gottes Willen wird ad absurdum führen sollen und müssen. Aber läßt sich wirklich mit Bestimmtheit sagen, daß der hinter uns liegende „Weltkrieg" nach Gottes Willen die endgültig letzte Phase dieses Prozesses sein soll? Gebe Gott, es sei so. Aus tiefstem Herzensgrunde wollen wir Gott darum bitten und wollen alles tun, was irgend in unseren Kräften steht. Aber dürfen wir es mit solcher Sicherheit behaupten, wie v. Broecker es tut, ohne uns zu überheben und uns Gottes Majestätsrecht anzumaßen?

Wie nahe v. Broecker dieser Gefahr kommt, zeigt der Umstand, daß er sich auch in der entgegengesetzten Richtung zu einer unverantwortlichen Behauptung fortreißen läßt. Der Weltkrieg, sagt er, sei unbedingt nötig gewesen, um die Menschheit zur richtigen Beurteilung des Krieges zu bringen. Unbedingt nötig? Gerade vom

Standpunkt christlicher Ethik aus sehe ich in dieser Behauptung eine Vermessenheit, die meines Erachtens aufs schärfste zurückgewiesen werden muß. Auch vor dem Weltkrieg hätten die christlichen Völker sich bemühen können und sollen, dem Kriege vorzubeugen.

Aus diesen Gründen stelle ich der auf eine unrichtige Alternative gegründeten These v. Broeckers die andere entgegen: Weder Nationalismus noch Pazifismus, sondern lautere und glühende Vaterlandsliebe, die sich in keiner Richtung durch Schlagworte beirren läßt, sondern sich dem Willen Gottes beugt, wie und soweit er ihr jeweilig aus der Geschichte und dem eigenen christlichen Gewissen erkennbar wird. Dabei wird freilich dem christlichen Gewissen immer gegenwärtig sein müssen, daß das irdische Vaterland zwar als höchster der irdischen Werte zu gelten hat, aber keinesfalls mit dem höchsten Gut selbst, unserm „Bürgertum im Himmel" (Phil. 3, 20) verwechselt werden darf, vielmehr in dem letzteren die Bedingung und die Norm jener seiner Geltung hat. Das ist selbstverständlich oder sollte es wenigstens sein. Es mag aber, um jedes Mißverständnis auszuschließen, hier aufs nachdrücklichste unterstrichen sein.

Darin trifft dann diese Betrachtung mit dem Urteil v. Broeckers wieder völlig zusammen: wir brauchen eine so erhabene und umfassende Vaterlandsliebe, daß ihr gegenüber jeder Parteigeist bedingungslos schweigen sollte.

Göttingen Georg Wobbermin

Römischer Brief 31. 1. 27

Da die in meinen letzten Briefen ausgesprochenen Ansichten Widerspruch gefunden haben (vgl. Sp. 88 u. 94), will ich zur Bestätigung auf den besonders interessanten Leitartikel des halbamtlichen „Giornale d'Italia" vom 24. d. M. verweisen. Nicht aus Rechthaberei oder Besserwissenwollen, sondern lediglich zur Anregung und zum Nachdenken. Ein Jeder kann ja nur mit seinen Augen die Welt sehen und muß sich, wenn er irrt, mit dem schönen Worte des Pico della Mirandola trösten: „Ich würde das Leben unerträglich finden, wenn ich nicht täglich Gelegenheit fände, eigene Irrtümer zu beobachten und zu berichtigen." — Der erwähnte Artikel bemerkt zu der englisch-chinesischen Spannung:

Italien besitzt in China elf apostolische Vikariate und kann deshalb schwerlich den englischen Vorschlag, die Religionsgesellschaften zu veranlassen, auf Erwerb von Grund und Boden in China zu verzichten, annehmen.

Ich glaube, deutlicher kann wohl kaum das ausgesprochen werden, was ich als die innere Überzeugung des Italieners und der italienischen Politik betont habe, nämlich daß dem Italiener die römische Kirche ein Attribut der italienischen Weltmacht sei. Der Artikelschreiber spricht ja nicht etwa von einem Protektorat des Staates über den kirchlichen Besitz in China — etwa so, wie es Frankreich für die katholischen Interessen im Orient beansprucht —, sondern bezeichnet diesen kirchlichen Besitz ohne Weiteres als italienischen Staatsbesitz. Juristisch, völkerrechtlich ist das natürlich eine unhaltbare Entgleisung. Aber diese ist so charakteristisch für die Mentalität des heutigen Italien, daß sie nicht übersehen werden darf.

Ich stimme ja darin auch mit Professor Hermelink überein (Sp. 88), daß sich der Friedensschluß zwischen Staat und Kirche nicht so bald in einem wohlparagraphierten und ratifizierten Vertrage ausdrücken wird. Vielleicht wird überhaupt kein derartiger Vertrag abgefaßt werden. Aber die Tatsache, für die ja auch Hermelink genug bedeutsame Markzeichen bucht, ist unverkennbar: der Frieden ist praktisch vollzogen und innerlich vielleicht fester gegründet, als es ein Vertrag tun könnte. Talleyrand sagt dazu einmal das feine Wort: „Die besten Verträge werden nicht auf dem Papiere gemacht, sondern auf Grund gemeinsamer Interessen und Gefühle (sentiments) in der stillschweigenden Vereinigung zu gemeinsamem Handeln." Er hätte hinzufügen können, daß heterogene Mächte, wie es Staat und Kirche sind, überhaupt keine förmlichen, auf dem Boden der Gleichberechtigung fußenden Verträge abschließen können, weil eben geistige und weltliche Mächte sich zur Durchführung ihrer Aufgaben inkongruenter Mittel bedienen. Den besten Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes hat m. E. der Kulturkampf in Deutschland erbracht, der doch wohl unstreitig mit dem Siege der Kirche auf der ganzen Linie geendet hat.

Dazu kommt noch ein anderer Gesichtspunkt, der m. E. bislang allzu wenig beachtet worden ist, obwohl er von allergrößter Bedeutung sein muß: der Apostolische Stuhl ist im Völkerbunde nicht vertreten. Ob dieser Ausschluß, der auf das Veto Amerikas zurückzuführen ist, politisch klug war, lasse ich dahingestellt. Man mag sich zu der politischen Stellung der römischen Kirche innerlich stellen, wie man will, die Tatsache muß auch der schärfste Gegner zugestehen, daß der Papst eine Macht von ungeheurer Bedeutung darstellt, eine Macht, die gerade bei Streitigkeiten der Völker oftmals die einzige ist, um drohende Konflikte durch gütliches Vermitteln zu verhindern. Man denke nur an den deutsch-spanischen Konflikt wegen der Südseeinseln, wo der Papst auf Bismarcks Anregung hin 1885 das Schiedsrichteramt übernahm. Oder aus neuester Zeit an die Friedensvermittlungen Benedikts XV. im Weltkriege. Alle Mächte, auch die ausgesprochen nichtkatholischen, haben damals gern diese Vermittlerhand angenommen. Daß die Bemühungen nicht zum Erfolge geführt haben, steht auf einem andern Blatte. Wenn nun jetzt die Kirche den tatsächlichen Frieden mit Italien abgeschlossen hat, so schafft sie sich damit die Brücke, die bislang nicht erreichte Mitgliedschaft im Völkerbund zu erlangen. Nicht vielleicht von heute zu morgen. Aber doch in langer Sicht, denn Italien ist mit England so befreundet, daß diese beiden Mächte fast als Verbündete zu gelten haben. Nichts konnte in letzter Zeit diese Tatsache so unterstreichen, wie der eben beendete Besuch des Schatzkanzlers Churchill in Rom und seine Ansprache an die Pressevertreter, vor allem aber sein Besuch beim Papste und beim Kardinalstaatssekretär Gasparry. Wenn ich richtig unterrichtet bin, ist die Friedensvermittlung Benedikts XV. im Weltkriege auf Englands Initiative zurückzuführen gewesen. England und mit ihm sein Bundesgenosse Italien werden auch in Zukunft sich gern der Hilfe des Apostolischen Stuhles bedienen, wenn sich wieder Gewitterwolken am politischen Himmel aufballen.

Deutschland aber wird sicherlich keinen Einspruch zu erheben haben, wenn sich die Macht der Kirche in solcher Weise geltend macht. Dafür bürgt nicht nur der eben abgeschlossene deutsch-italienische Freundschaftsvertrag, sondern mehr noch die innerpolitische Konstellation in Deutschland selbst. Ob man das begrüßt oder nicht, auch die Tatsache wird man nicht bestreiten können, daß das katholische Zentrum in Deutschland heute mehr denn je die Macht in der Hand hat. Daran ändert m. E. auch die Politik des Evangelischen Bundes nichts, dessen laute Kriegsfanfaren mir von zweifelhaftem Werte scheinen. Sie unterscheiden sich m. E. zu ihrem Nachteil von der stillen, unaufdringlichen Arbeit der römischen Kirche selbst, die wohl nicht ohne kluge Absicht dauernd nur von Frieden und Verständigung redet. Ein mir befreundeter katholischer Geistlicher zeigte mir kürzlich den Bericht über die Reichstagung des Evangelischen Bundes in Dresden mit dem Kampfruf des Hof- und Dompredigers D. Doehring: „An Rom sterben die Völker", und „In der Staatskarosse des Papstes sitzt Christus nicht." Mein Gewährsmann bemerkte dazu mit halb bedauerndem, halb mitleidigem Lächeln: „Solche Redensarten sind nicht nur unklug, sie sind in der heutigen Zeit, wo die verschiedenen Kirchen sich gegen die Mächte des Unglaubens verbünden sollten, eine Schlechtigkeit (malvagità)." Und nachdenk-

licher fügte er hinzu: „Ob Stresemann, der bei uns sehr viel Sympathien hat, gut beraten ist, daß er sich gerade der von D. Doehring herausgegebenen ‚Täglichen Rundschau' als offiziösen Organs bedient, möchte ich bezweifeln."

Doch das nur nebenbei. Sehr viel bedeutsamer für das Verhältnis Italiens zu Deutschland ist die am 1. Januar d. J. bewilligte verwaltungsmäßige Selbständigkeit des deutschsprechenden Teils von Südtirol. Sichtlich ist dies ein bedeutender Erfolg des neuen Freundschaftsvertrages beider Länder, die bei beiderseitigem guten Willen ja keine politischen Reibungsflächen haben. Ob und wieweit die Kurie hilfreiche Vermittlerdienste geleistet hat, vermag ich nicht nachzuprüfen. Mein Gewährsmann behauptet, daß die Durchführung vor allem der Friedensarbeit des Erzbischofs von Trient und des Bischofs von Brixen zu verdanken sei, und daß des Weiteren geplant sei, das Bistum Brixen zu einer Erzdiözese zu erheben, um auch hierdurch die Deutschen vollständig autonom zu machen. Mag dem sein, wie es will, so müssen wir uns aufrichtig für unsere bedrängten Brüder freuen, daß sie jetzt wieder ein wenig freier atmen können (vgl. dazu die Bemerkung in Spalte 94) und auf dem Wege friedlicher Verständigung soviel erreicht haben, wie sie heute erreichen konnten. Interessant waren mir dazu einige Bemerkungen, die mir ein italienischer Politiker machte, und die wert sind, auch bei uns gehört zu werden, wo ja gerade das Thema Südtirol besonderen Schmerz auslöst. Er meinte erstens: „Glauben Sie mir, mit diesem Schritte hat sich Italien für alle Zeit eine Irredenta in Südtirol verhindert. Hätte Preußen ebenso klug mit seinen Polen und Dänen verfahren, so wäre heute Nordschleswig, Westpreußen und Oberschlesien gewiß auch noch ganz oder großenteils deutsch." Und zweitens: „Deutschland vergißt bei der Behandlung der südtiroler Frage immer das Eine, nämlich daß bereits in dem Vertrage vom April 1866 Bismarck das ganze Südtirol bis zur heutigen Brennergrenze Italien als Siegesbeute zugesagt hatte. Wenn Bismarck nachträglich sein Wort nicht eingehalten hat, so hat Italien nach dem Weltkriege nur einen Wechsel zum Inkasso präsentiert, der bereits seit über 60 Jahren fällig war." Ich habe darauf nur erwidern können, daß — wenn diese Angaben richtig seien — dann wohl ein formelles Recht nicht zu bestreiten sei, daß aber über diesem formalen Rechte doch wohl noch das Recht des Menschen selbst stünde, bei seiner Heimat zu bleiben, mit der jahrtausendealte Bande des Blutes und der Sprache eine unlösliche Verbindung geschaffen hätten, genau so, wie ja auch vor dem Kriege die italienischen Südtiroler für sich das Recht der Vereinigung mit ihrer Blutsheimat beansprucht hätten. Und dieser Auffassung konnte mein Partner nichts Ernstliches entgegenhalten, sondern mußte zugeben, daß in solchen schweren Lagen eben von beiden Seiten das Möglichste getan werden müßte, um schmerzliche Ungerechtigkeiten so wenig fühlbar wie nur denkbar zu machen. Daß Italien auf diesen Weg getreten ist, sei hiermit registriert, ebenso wie die Mitwirkung, die die Kirche dabei geleistet hat.

Je mehr man aber diese Arbeit der Kirche beobachtet, desto interessanter gestaltet sich die seit Jahrzehnten heiß umstrittene Frage, welche völkerrechtliche Stellung eigentlich die römische Kirche einnimmt, mit andern Worten: ob dem Papste, bezw. dem Heiligen Stuhle die sogenannte Souveränität im völkerrechtlichen Sinne eignet. Ausgezeichnetes ist darüber neuerdings von dem Uditore am Tribunal der römischen Rota D. Arthur Wynen gesagt in seiner bei Herder & Co. in Freiburg erschienenen Schrift: „Die Rechts- und Vermögensfähigkeit des Apostolischen Stuhles nach internationalem Rechte." Wynen geht darin sehr zutreffend von der Tatsache aus, daß trotz aller Spitzfindigkeiten und Rechtsausführungen der Juristen dennoch die Kurie eben Rechte ausübt, die denen weltlicher souveräner Staaten voll entsprechen. Das Leben ist eben in der Tat eine stärkere Macht und ein rücksichtsloserer Rechtsschöpfer, als es die juristische Wissenschaft ist. So sagt denn auch Vergnes, La condition internationale de la Papauté 226 in diesem Zusammenhange ganz richtig: „Juristen, welche im Banne konfessioneller Leidenschaft der rechtswissenschaftlichen Logik entsagten, sind gerade bei unserem Gegenstande nicht selten. Übrigens darf man die Zustimmung der Juristen nicht überschätzen. Denn sie gibt dem Papsttum weder Macht noch Aktionsmittel; im Gegenteil ist es das Papsttum, dessen weltumspannende, eigene Lebenskraft die Rechtsgelehrten und Diplomaten, sofern sie ehrlich auf dem rein wissenschaftlichen Boden bleiben und sich nichts von konfessioneller Voreingenommenheit leiten lassen, zwingt, ihm das Recht auf diplomatischen Verkehr mit den Staaten zuzugestehen." Das Recht ist eben, wie das auch der deutsche Völkerrechtslehrer von Stengel in der „Deutschen Revue" XLI 1, 314 zutreffend hervorhebt, nicht um seiner selbst willen da, sondern muß sich den tatsächlichen Verhältnissen, die es nicht beseitigen kann, anzupassen suchen: „Noch heute übt das Papsttum, soweit das internationale Bedürfnis es gebietet, jene Rechte aus, die schon vor Jahrhunderten den Begriff einer von der Herrschaft über Land und Leute oder über Staatsgebiet und Staatsuntertanen unabhängigen Souveränität als einen Begriff des positiven Völkerrechts konstituierten." (Resch, Papsttum und Völkerrecht, Graz 1889, S. 45.) Tatsächlich ist eben der Begriff der Souveränität ein anderer, als die formalistische Jurisprudenz lehrt, die an ihn den Besitz territorialer Unabhängigkeit knüpft. (Vgl. von Bar, Völkerrecht u. A.) In Wahrheit ist diese eben kein begriffskonstituierendes Merkmal, wie z. B. aus der Tatsache hervorgeht, daß völkerrechtliche Verträge auch zwischen Souveränen geschlossen worden sind, die keine Territorialmacht repräsentierten. Man denke z. B. an die Friedensverträge von 1866 zwischen Preußen und den depossedierten Fürsten oder an die Abdankungsverträge der deutschen Fürsten 1918. Souveränität ist m. E. zu definieren als völkerrechtliche Handlungsfähigkeit, m. a. W.: Souverän ist, wer sich durch völkerrechtliche Verträge aktiv und passiv betätigen kann. Diese Handlungsfähigkeit kann entsprechend der zivilistischen Geschäftsfähigkeit beschränkt oder unbeschränkt sein. Alles dies ist nicht Rechts-, sondern Tatfrage, m. a. W.: Nicht die juristische Definition entscheidet, sondern die tatsächliche, durch die Anerkennung der übrigen souveränen Mächte geschaffene Tatlage. Auf unsere Erörterung aber angewandt, heißt das: Während z. B. die deutschen Bundesstaaten — in der Weimarer Verfassung deshalb mit Wohlbedacht nicht Staaten, sondern bloß Länder genannt — der Souveränität ermangeln, weil sie trotz territorialer Herrschaft keine völkerrechtliche Handlungsfähigkeit genießen, ist der Papst trotz des Mangels territorialen Besitzes Souverän im wahren Sinne des Wortes, weil seine Handlungsfähigkeit, vertreten durch das aktive und passive Gesandtschaftsrecht, allenthalben im völkerrechtlichen Verkehre anerkannt wird. Nicht nur von den sogenannten katholischen Mächten, sondern ebenso auch von den evangelischen. Man denke nur an die früher preußische, jetzt deutsche Gesandtschaft beim Vatikan, oder an Bismarcks Anruf des Papstes zum Schiedsrichter in dem deutsch-spanischen Konflikt 1885. Übrigens hat der entschiedenste Gegner der päpstlichen Weltmacht, der Evangelische Bund, auf seiner Dresdner Reichstagung nach dem Berichte der „Leipziger Neuesten Nachrichten" die Forderung aufgestellt, daß der Protestantismus sich ebenso wie die römische Kirche als internationale Macht organisiere und bei allen Staatsregierungen geistliche protestantische Botschaften einrichte. Auch darin liegt das Eingeständnis, daß der Apostolische Stuhl eine internationale Macht mit völkerrechtlicher Handlungsfähigkeit sei.

Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus die

durch die neue Politik Italiens und des Vatikans — mag man nun völkerrechtlich von einem formellen Friedensvertrag sprechen oder von einer stillschweigenden „Debellation" — so versteht man das vitale Interesse beider Parteien an dieser Lösung alter Streitigkeit: Italien schafft sich in Gestalt des Vatikans eine völkerrechtliche Stütze im Völkerbund und für seine sonstige Politik von unschätzbarer Kraft, — der Vatikan aber selbst erreicht eine gleich große Stärkung seines eigenen Einflusses. Und in diesem Zusammenhange gewinnt das Eingangs erwähnte Wort des „Giornale d'Italia" seine besondere weltpolitische Bedeutung. Vielleicht heute nur als ein Fühler, als ein ballon d' essai; aber die italienische Politik ist klug genug, in einem halbamtlichen Leitartikel kein Wort auszusprechen, dessen Tragweite ihr nicht bewußt ist. Dies um so mehr, als der Apostolische Stuhl selbst diplomatische Beziehungen zu China unterhält, mithin völkerrechtlich den Schutz Italiens für seine apostolischen Vikariate nicht benötigt. Lehrreich ist hierfür die Auslassung des „Osservatore Romano" (zitiert nach der KVZ vom 27. 7. 18 Abend): „Für die Herstellung diplomatischer Beziehungen zwischen der chinesischen Republik und dem Heiligen Stuhl erblicken Einzelne eine Schwierigkeit in der heidnischen Religion, die von der großen Mehrheit der ‚Söhne des Himmels' bekannt wird. Wer aber hierin ein Hindernis erblickt, übersieht die Hauptgrundsätze der katholischen Lehre in bezug auf die bürgerliche Autorität. Die Kirche lehrt, daß die bürgerliche Autorität, auch bei den heidnischen Nationen, von Gott stammt, dem ersten Urheber der menschlichen Gesellschaft; daher muß sie von Allen, besonders aber den Katholiken, befolgt und respektiert werden.... Und wenn dem so ist, sollte dann die Kirche, getreu der ihr von ihrem göttlichen Stifter anvertrauten Mission, nicht im geistlichen Interesse der Völker mit heidnischen Mächten in offizielle Beziehungen treten können, wie sie ohne allen Zweifel mit schismatischen und protestantischen Mächten treten kann?"

Während also auf Grund der in diesen überaus interessanten Lehrsätzen ein direkter diplomatischer Verkehr zwischen dem Vatikan und China eingeführt worden ist, demzufolge der Vatikan den Schutz seiner Missionen nach völkerrechtlichen Grundsätzen selbst in die Hand genommen hat, führt sich Italien hier widerspruchslos nicht bloß als Sachwalter, sondern sogar als Besitzer dieser Interessen der Kirche auf. Das aber ist eben das, was ich in meinem Briefe vom 16. Dezember betonte: „Die italienischen Missionare sind seine (Italiens) Missionare, die in der ganzen Welt wieder die Botschaft von dem römischen Weltreich verbreiten." Mit andern Worten hat Mussolini denselben Gedanken bereits vor zwei Jahren ausgesprochen: „In fünf Jahren soll Rom wieder die Hauptstadt der Welt sein, wie es dies im Altertume war." Mir scheint, daß dieses kühne Wort auf dem Wege der Verwirklichung ist, so wie es kürzlich ein englischer Diplomat im „Wiener Neuen Journal" ausdrückte: „Wir haben uns schon daran gewöhnt, und werden uns in Zukunft noch mehr daran gewöhnen, daß jeder Diplomatenzug nach Rom fährt."

Spectator Romanus

Von Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend

4. Meißen (Fürstenschule 1876—1879)

Erste Hälfte

Die beiden Brüder waren Afraner geworden und trugen die grünen Mützen. St. Afra stand nun auf den Briefbogen und in den Büchern. Sie soll eine Märtyrerin unter Diokletian gewesen sein, die fromme Afra, und die Stadt Augsburg erwählte sie zu ihrer Stadtheiligen. Als im 11. Jahrhundert auf dem Berg vor der Meißner Burg eine Kirche erbaut wurde, weihte sie der Bischof Reginher von Augsburg nach Meißen gekommen, dieser neuen Heiligen. Ein Kloster gliederte sich im 13. Jahrhundert daran, in dem Augustiner Chorherren aus- und eingingen, denen die geistliche Versorgung der Afrakirche sowie der Marienkirche oblag. Das Klosterstift hatte Ansehen und gedieh, bis durch die Reformation die Säkularisation herbeigeführt wurde. Herzog Moritz von Sachsen, dessen Standbild dem des König Albert von Sachsen gegenüber vor dem Haupteingang zur Fürstenschule steht, ordnete an, daß das Kloster von St. Afra, wie die von Merseburg und Pforta, zur fürstlichen Landesschule umgewandelt würde. Am 3. Juli 1543 wurde die Schule eröffnet, und es wurde lebendig von jungem Volk in den Klosterzellen. Nur spärliche Reste erinnern noch an das alte Gebäude, noch einige Benennungen wie: „Zönakel" für Speisesaal und „Novizen" für Neueingetretene leben weiter fort, aber auch etwas vom Geist der Klosterzeit ist geblieben. Wenn von dem Ora et labora der alten Mönche auch das Ora mehr und mehr in den Hintergrund getreten ist, so wachte die heilige Afra um so mehr, daß Konzentration zur Arbeit und Abkehr von der Außenwelt in diesen Räumen ihr Recht behielten.

Da in allen landesfürstlichen Verordnungen ein schnelles Entlassen aller nicht besonders befähigten oder sonst untüchtigen Schüler gefordert wird und von diesem Rechte meist sehr ausgiebig Gebrauch gemacht wurde, so war die Lehrersynode von St. Afra daran gewöhnt, junge Menschen vor sich zu haben, denen sie etwas zumuten konnte. Die Zahl der Alumnen war auf 130 beschränkt. Eine Reihe sächsischer Adelsfamilien hatten dem ehemaligen Kloster Zuwendungen gemacht. Als Entschädigung wurde ihnen bei der Säkularisation zugebilligt, ein oder mehrere Schulstellen nach ihrem Gutdünken zu besetzen, während die übrigen Aufnahmen das Kultusministerium im Namen des Landesfürsten vollzog. In eine solche Schulstelle derer von Schleinitz, die durch den unerwarteten Abgang eines Schülers frei geworden war, rückte unser Bruder Fritz nach den Sommerferien 1876 ein: „als ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit gegen Ihren Schwiegervater Ahlfeld", begründet der Verwalter der Schleinitzschen Schulstelle die Bewilligung von unsers Vaters Gesuch.

Die beiden jüngeren Brüder Hans und Hugo wohnten schon seit Ostern im Internat. Fritz hatte einstweilen bei Mutters Bruder Heinrich im Archidiakonat von Meißen Aufnahme gefunden und fühlte sich sehr wohl dort. Nun hieß es auch für ihn, der ungebundenen Knabenfreiheit Lebewohl zu sagen. Das ging nicht ohne Schmerzen. Während sich seine Brüder verhältnismäßig leicht eingewöhnt hatten, stieß er immer auf neue Schwierigkeiten. Zwei Dinge wurden in der Schule hochgehalten und hätten ihm leicht alles Andere überwinden helfen: bei den Lehrern gute Leistungen in alten Sprachen; bei den Schülern gutes Turnen. In beidem stand er zurück; seine besonderen Begabungen kamen erst später in der Prima zur Geltung. So mußte er sich Schritt für Schritt alles erkämpfen, was zum normal behaglichen Schülerdasein gehörte.

In dem nach dem Prinzip einer beschränkten Selbstverwaltung organisierten Schülerstaat von St. Afra war an drei Stellen die Lücke, in die er einrücken sollte: eine Stuben-, Eß- und Klassengemeinschaft. Jedes der zehn Arbeitszimmer hatte zwei Tische mit je 6—7 Schülern, die eine Familie bildeten. Der Stubeninspektor hatte seinen Extratisch am Fenster: ein Ehrentisch, von dem der dazu bestimmte Primaner mit Stolz Besitz nahm. An den Tischen waren die Oberhäupter der Mann (Oberprimaner) und seine Frau (Unterprimaner) über die von ihnen unter den Sekundanern und Tertianern gewählten Kinder. Diese Gemeinschaft blieb meist für ein Jahr unverändert. Die Primaner hatten die moralische Verpflichtung, den Jüngeren in jeder Weise vorwärts zu helfen; aber sie waren auch die Herren, die über eine ziemlich

große disziplinare Gewalt verfügten. Fritz kam nicht an denselben Tisch mit seinem Bruder Hans. Der große, etwas ungewandte, nicht schnell sich anpassende Neuling mußte ganz gehörig durch die Staupe der üblichen Neckereien hindurch. Als Sekundaner mußte er den Primanern gegenüber eine gewisse Distanz innehalten; er war ja kein „Tertier", kein Tertianer, deren Aufgabe es war, die Wünsche der Oberen schnell und tadellos zu erfüllen. Den Kleinen gegenüber mußte er sich Achtung verschaffen, in der Lesestunde von ½5 bis ½6 dreimal wöchentlich, in der die Großen von Obersekunda an den Unteren am Tische bei ihren Arbeiten in den alten Sprachen behilflich zu sein hatten. Sein Spitzname war Kaleb. Abend für Abend werden die Unteren am Tische veranlaßt „die Geschichte von der großen Weintraube zu erzählen, und daß Kaleb sie allein aufessen konnte."

Aber bald merkt der eine Primaner, daß er gut Schach spielt, der andere, daß er bei den mathematischen Aufgaben schnell den gesuchten Ausweg findet und immer hilfsbereit ist. So wurde das Verhältnis besser. Am Zönakeltisch, wo man, nach einem andern System gruppiert, nur zu den Mahlzeiten zusammentraf, verlor sich auch nach einiger Zeit das Gefühl des Fremd- und Verlassenseins. Am schwersten aber war für die beiden Brüder das Einleben in der Klasse. Schon in der Obertertia hatten sich da zwei Parteien gebildet. Eine größere Hälfte der Schüler vornehmerer Herkunft hatte eine Vereinigung für sich gegründet. Diese war zwar in der Untersekunda verboten und aufgelöst worden, aber sie blieb ohne äußere Formen weiterbestehen, und den Neugekommenen war es nicht möglich, in diesen Kreis einzudringen. Bei den übrigen dagegen gab es Elemente, die ihnen nicht zusagten. Später milderten sich die Gegensätze. Einer nach dem Andern aus der Klasse macht Brüderschaft, und schon vor Weihnachten steht Fritz „mit Primanern und der Klasse, soweit ich es nur hoffen konnte, gut". Dabei ist ihm aber die Schule noch „ein Kerker", in dem „außer den Stunden nicht das Geringste für Verstand und Herz zu finden ist". Die ganze Verwandtschaft wird aufgeboten, nach Meißen zu kommen und die Brüder „los-zu-machen"; die dazu erlaubten Zeiten werden sehr genau angegeben. Bezeichnend für Fritz ist, daß er nie über äußere Dinge: das Essen und dergleichen klagt. Daß er trotzdem gegen eine mütterliche Vervollkommnung der Wäschesendung nicht unempfindlich ist, deutet er unmißverständlich an: „weder Äpfel, noch Birnen, noch Pflaumen, noch Butter, noch Fett, noch Käse, noch Wurst, noch mancherlei Anderes nehmen wir übel!"

Nach den Weihnachtsferien 1876/77 treten die Schulinteressen mehr in den Vordergrund. Die zukünftigen Oberprimaner suchen sich ihre Familienglieder für den neuen Jahrgang. Fritz kommt als Frau an Siedels Tisch und fühlt sich sehr wohl dort. Es war u. a. Sitte, daß die Schüler den Eintritt in die Unterprima mit einem Kommers feierten. Als Fritz und Hans 1877 Unterprimaner wurden, durfte dieser Kommers zum ersten Mal nicht stattfinden, weil das Jahr vorher grobe Unzuträglichkeiten vorgekommen waren. Daraufhin beschloß die Klasse, den Kommers diesmal nicht wie üblich in Meißen abzuhalten, sondern es so einzurichten, daß die Rückfahrt nach Hause sie alle über Dresden führte; dort wollte man sich in dem Dörfchen Wölfnitz zu der Feier zusammenfinden. Alles mußte heimlich vorbereitet werden. Unsre Eltern waren von dem Plan unterrichtet, wußten aber nicht, daß er hinter dem Rücken der Lehrer ausgeführt werden sollte. Der Abend verlief ohne besondere Ereignisse. Als der Landesvater gefeiert wurde, wurden die Mützendeckel mit den Rappieren durchstochen, und das sollte zum Verhängnis werden. Einige Schüler kamen mit neuen Mützen zurück; anderen, unter denen unsere Brüder waren, hatte die geschickte Hand der Mutter den Schaden geheilt. Während einmal kurz nach den Ferien Mützen und Überzieher zum Ausbürsten herausgehängt waren, ging der mit Detektiveigenschaften ausgestattete Professor F. auf die Untersuchung aus und entdeckte die künstlich geheilte Wunde in einigen grünen Mützen. Nun fing das Einzelverhör vor Rektor Peter an. Die Schüler hatten sich das Wort gegeben, nichts zu verraten. Bruder Hans war unter den Ersten, die herauskamen, ohne zu wissen, wie man der Sache auf die Spur gekommen war und wieviel entdeckt sei. Rektor Peter versuchte vergeblich, ihn durch Erinnerung an Elternhaus und Vaterworte zum Geständnis zu bringen. Hans leugnete standhaft. Da sagte Rektor Peter, daß ja doch von den anderen schon alles gestanden sei. Daß das nicht wahr war, konnte natürlich von den Schülern bald festgestellt werden, und für beide Brüder hat dieser Vorgang zur Folge gehabt, daß ihre Achtung vor Autoritäten und ihr Glaube an die Ehrlichkeit der Lehrenden stark erschüttert wurde. Daß nicht nur die entsprechenden Karzerstrafen abgebüßt werden mußten, sondern daß der Vorfall noch nach zwei Jahren so stark nachwirkte, daß keiner der am Kommers Beteiligten mit einer 1 im Betragen von Afra abgehen konnte, entsprach durchaus dem Geist der Schule. „Moralität ist Legalität" war einer der Lieblingsaussprüche von Rektor Peter. Ein gewisser Humor lag darin, daß Freund P., der zur Zeit der Untat am Typhus darniederlag, mit der ersten Betragenszensur ausgezeichnet wurde. Unser Vater nahm den Vorfall sehr schwer. Fritz schreibt an die Eltern: „Was Ihr über die Angelegenheit des Kommerses denkt, so müssen wir natürlich zugeben, daß unser Lügen Unrecht war, aber dennoch ging es nicht anders; es läßt sich viel leichter ertragen, mit den Lehrern etwas gespannt stehen, als mit den Schülern." — Auf des Vaters Wunsch, der sich allerdings damals auch um Fritzes Gesundheit sorgte, waren die Brüder die einzigen in der Klasse, die bei ihrem Abgang den Kommers nicht mitmachten, obgleich ihnen der Verzicht darauf sehr schwer wurde und er in diesem Jahr mit voller Erlaubnis und Beteiligung des Lehrerkollegiums abgehalten wurde.

Die Prima war erreicht. „Jedes Ideal ist höher als die Wirklichkeit", schreibt Fritz, „doch Prima i s t schön, nicht wegen jeden einzelnen kleinen Vorteils, sondern überhaupt." Zu Ausgang des Semesters wird er Famulus bei Professor Sch. (Das war ein dorniges Ehrenamt.) Professor Sch. war Verlagslehrer oder Pfleger der Brüder. Er hatte wie jeder der Lehrer eine Reihe Schüler unter seiner besonderen Obhut, verlegte das Geld für notwendige Ausgaben, machte die Abrechnung mit den Eltern und schickte am Ende jedes Schultermins einen kurzen Bericht an die Eltern, die er auch sonst über alle besonderen Vorkommnisse auf dem Laufenden hielt. Das Amt des Famulus bekam seine besondere Bedeutung, wenn der betreffende Lehrer „in der Woche war". Dann wohnte er eine Woche lang als Hebdomadar im Schulgebäude und führte die Aufsicht im Alumnat. Alle Lehrer, auch der Rektor, kamen abwechselnd an die Reihe. Dann machte es sich bemerkbar, wie groß der Respekt vor Rektor Peter war. „Der Rektor ist in dieser Woche in der Inspektion", schreibt Fritz. „Da ist es unheimlich; er ist so unberechenbar und so schnell in seinem Kommen, sieht auch bei einfachsten Sachen ernst und düster darein. Ihr solltet sehen, wie alles sich in Acht nimmt. Auf den Bau geht Niemand, außer in dem Primanerzwinger rauchen Wenige, zu spät setzt sich kaum Einer, zu zeitig steht Niemand auf. Im Studieren zu essen ist gefährlich, und auf der Treppe zu pfeifen kann unangenehm werden. Eben jetzt ermahnt Vorbrodt Hirschberg, lieber nicht zu schlafen, und die erste Turnuspartie hat sich vorgenommen, am nächsten Dienstag nur ganz wenig zu trinken. Das wäre ganz schön, wenn er nicht so völlig unnahbar wäre." Es war „die stille Woche, wo nichts vorkam".

Zu den Obliegenheiten des Famulus gehörte es nun, den Lehrer, „der in der Woche war", zu den Mahlzeiten aus seinem Zimmer abzuholen und über den Hof in den Eßsaal zu führen, ihn nach dem Essen zurückzugeleiten

und ihn dabei zu unterhalten. Es war Ehrensache, das gut fertig zu bringen. Professor Sch. galt als der schwierigste Hebdomadar in dieser Beziehung. „Professor Sch. ist in der Woche", heißt es beim ersten Mal, „und ich muß täglich mindestens neun Gänge mit ihm unternehmen, ihn unterhalten, den Inspektionsschlüssel an mich nehmen usw. Ich hoffe auf ein Losein dafür; so weit gut stand ich schon früher mit ihm, aber manchmal ist es wirklich nicht leicht zu erzählen, wenn er dabei ganz bewußtlos ins Weite starrt, wie es so seine Art ist." Bei dem Gange über den Hof standen die Tischgenossenschaften mit ihren Inspektoren bereit und beobachteten, je nachdem mit Teilnahme oder Spott, die Anstrengungen des Famulus, und war keine Unterhaltung zu hören, so ging ein gutmütig-spöttisches Geflüster durch die Reihen. Die Schwierigkeit blieb bis zuletzt. „Will ich mit ihm wirkliche Gegenstände besprechen, dann hört er aus Zerfahrenheit nichts und sagt nichts; erzähle ich gewöhnliche Tageskleinigkeiten, dann macht er mit und wirft mir hinterher Leichtfertigkeit vor; sage ich gar nichts, dann hält er es für Unwillen. Nun es muß irgendwie gehen. Wenn ich einen anderen Prinzipal hätte! ich käme wohl mit jedem von unseren Professoren gut aus." Nach der schlimmen Woche kam dann meist bald das erwünschte Losein beim Verlagslehrer, der sie zu Tisch einlud oder eine Dampferfahrt und einen Spaziergang nach dem Osterberg mit seinen Schülern unternahm.

Die Brüder waren gute Fußgänger. Unser Vater benutzte die Ferien gern zu einer Wandertour, um ihnen ein neues Stück Welt zu zeigen. So waren sie im Sommer 1877 mit einem Lichtensteiner Freund und seinen Söhnen im Fichtelgebirge. Da traf zu Hause ein Telegramm ein: „Asthma, komme heute." Nach einer Tour, die wahrscheinlich zu anstrengend gewesen war, hatte es sich unerwartet eingestellt. Leise hatte dem nach Atem ringenden Knaben sein Schicksalsengel ein Kreuz auf die Schultern gelegt, das er von nun an durchs Leben tragen sollte. Gar manchmal hat sich das Telegramm wiederholt: „Komme heim, Asthma." Schon in sein Schülerleben griff es ein. Fritz mußte häufig, besonders nach den Ferien, in die Burg — so wurde die Krankenstube genannt. Er tat es immer mit Widerstreben, denn die Luft in den größeren Schulräumen war besser, die Kost kräftiger, und er versäumte Unterrichtsstoff, der mühsam nachgearbeitet werden mußte; außerdem war es langweilig. Am 2. September 1878 lag er auch auf der Burg, während die ganze Schule zur großen Sedanspartie ausgeflogen war. Da öffnete sich die Tür, und man brachte ihm einen Kameraden, der sich in einer Anwandlung jugendlichen Weltschmerzes auf der Heimfahrt vom Schiff in die Elbe gestürzt hatte. Die Nacht über wurde er von den Inspektoren abwechselnd gepflegt, aber den nächsten Tag war Fritz meist mit dem Lebensmüden allein, bis Abends die Mutter kam, um ihn abzuholen:

Äußerlich besorgte ich ihn wohl, und es tat ihm sichtlich wohl, daß er Jemand hatte, der ihn nicht anbrüllte, wie der Rektor und Dr. F. Ich glaube auch, es ist richtiger, in so einem Falle mit Mitleid zu kommen, als mit Strenge von Anfang herein. So lag nun natürlich jeder Gedanke offen bei Z., und für mich war es nicht wenig, ihm auf alles eine richtige und passende Antwort zu geben. Nun ich glaube, der liebe Gott hat geholfen. Z. bat mich, Professor Höhne herzubitten. Ich schrieb ihm eine Karte, und er kam sehr bald. Am Abend kam er dann noch zweimal, und an dem Tage habe ich mich so recht über H. gefreut. Das war wirkliches Leben und keine Theorie, wo sich ein liebevolles Wesen mit seinem Verstande sehr gut vereinte. Auch freute es mich, daß vieles, was er sagte, mit dem zusammentraf, was ich schon erst mit Z. geredet hatte. Der Abschied von Z. wurde mir ordentlich schwer. Nun bin ich wieder einsam hier oben. Meine Frau besucht mich fleißig. Hans ist auch oft oben, aber er hat nicht die Ruhe und Langsamkeit, zu der ich in allem gezwungen bin, weil jede hastige Bewegung, d. h. jede kleine Erhitzung des Blutes, mir die Luft nimmt. Doch ich hoffe, in etlichen Tagen wird es wohl besser gehen, denn schon jetzt geht es merklich vorwärts. Frau Begern, die Krankenwärterin, hält sehr viel auf mich; ich bin ihr Beirat in großen und kleinen Dingen, und sie tut mir mancherlei nebenher zugute, wenn sie eine Birne oder ein Näpfchen Apfelmus oder so etwas mitbringt. So fühlt man doch, daß noch Jemand Fürsorge hat, was viel wert ist in diesem öden Lokale. Der alte Medizinalrat hat schon oft den Kopf geschüttelt, aber noch nie ist ein großer Gedanke zufällig zu Tage getreten. Im übrigen ist er ein äußerst freundlicher Herr. Wenn der Rektor oder andere Professoren einmal heraufkommen, sind sie sehr philanthropisch nett; aber das macht mich nicht gesund. Professor Sch. hat mir gestern eine Schüssel eingemachter Aprikosen geschickt, die aber ungeheuer zuckrig sind. Nun ich bitte den Doktor alle Tage, ein tüchtiges Mittel zu finden, daß ich bald herunterkommen kann. Auf die deutsche Arbeit über die Komödie habe ich die einzige 1 b. Außer in mathematischen Examensarbeiten ist es in Meißen das erste Mal, wo ich das Beste habe. Mein Auftritt liegt selbstverständlich noch ungehalten, und es wird noch einige Zeit dauern, ehe ich dauernd 20 Minuten sprechen kann. Wenn ich einmal ungeduldig werde, denke ich immer an den Vater, das hilft. (Unser Vater war zu jener Zeit so leidend, daß er fast ein ganzes Jahr sein Amt nicht verwalten konnte.) Macht Euch keine Sorgen um mein Asthma; das geht seinen Lauf, und wenns genug geregnet hat, dann hörts auch wieder auf.

Da die Anfälle immer wieder kommen, wird es von den Eltern und von der Schule aus erwogen, ob es ratsam sei, daß er von Meißen fortgehe. Doch er möchte bleiben und führte es auch durch. Im Januar 1879 schreibt er:

Liebe Eltern! Da bin ich schon wieder einmal auf der Burg. Woher das Asthma wieder kommt, weiß ich nicht, da mir gar nichts Unregelmäßiges passiert ist, höchstens daß ich vorige Woche als Hausinspektor etwas mehr zu laufen und zu reden hatte als gewöhnlich. Der alte Medizinalrat ist unterdessen auch nicht klüger geworden. Der Rektor ist gerade in der Inspektion und hat, fürchte ich, Lust, mich noch Gesundheits halber aus der Anstalt zu werfen, wenigstens sagte er mir vorweg, er wollte noch einmal ernstlich wegen meines Übels mit mir reden, aber erst wenn ich herunterkäme, wenn es wieder einmal vorbei ist. Nun, wenn es so sein sollte, dann wird er es sich ausreden lassen müssen; den alten Rat habe ich etwas in der Hand, weil er sich selbst nicht ganz klar ist und ich mich mehr kuriere als er, und dann hat es keinen Sinn, die paar Monate noch zu wechseln. — Seit Montag bin ich hier und darf, wenn es gut weiter geht, morgen oder übermorgen hinunter. Viel Laune zum Erzählen habe ich nicht, auch gibt es nichts dazu. Meine Burggesellschaft ist gut....

Sobald es vorbei ist, ist er wieder oben auf und nimmt mit ganzem Herzen an den Veranstaltungen der Schule zu Kaisers und Königs Geburtstag, Sedan und bei sonstigen Gelegenheiten Teil. Das wichtigste Fest war das Schulfest, das möglichst am Stiftungstage, am 3. Juli, gefeiert wurde. Vorhergingen „die Windetage", an denen es keine Stunden gab, sondern Kränze, Kronen, Girlanden von Schülerhänden gewunden wurden. Vor allem „die Wurst", die dicke lange Girlande, die die Front des Schulhauses schmückte. An diesen Tagen wurde alle List und Klugheit angewandt, um etwas Gutes aus der Stadt hereinzuschmuggeln und in verborgenen Winkeln noch besondere Feste zu feiern. Am 3. Juli zog man nach alter Sitte ganz früh zum Götterfelsen im Triebischtal, wo um 4 Uhr vor dem auf dem Berg errichteten Kreuz die Morgenandacht stattfand. Dann folgten gemeinsamer Kaffee im Schützenhaus, Aktus, Frühschoppen, und Nachmittags Ausflug nach Cossebaude mit Tanz. Zu dem Feste durften von den Primanern Freunde und Bekannte, besonders auch Freundinnen, eingeladen werden, und gern folgten die Schwestern und Kusinen der Afraner solchen Aufforderungen. So läd Fritz die Mutter und Schwester seines „Sohnes" H. ein, denn den Tertianer H. hat er sehr in sein Herz geschlossen.

Berlin Margarete Naumann

Dorothea Angermann

von Gerhart Hauptmann

1.

Nun ist Dorothea Angermann auch über die Bühne des Dresdner Schauspielhauses schmerzensreich gewandelt. Der Dichter, im Süden weilend, konnte nicht kommen. Vielleicht war es gut so. Denn die Tragik des Stückes läßt keinen lauten Beifall am Ende zu. Nach einer Pause erst hätte man den Dichter hervorrufen können. Aber hätten das alle getan? Stark war bei Vielen die

stille, aber bewußte Ablehnung. Völlig entgegengesetzte Berichte und Kritiken brachten die Zeitungen. Ganz von Begeisterung und Zustimmung erfüllt war keine. Aber Begeisterung löst Gerhart Hauptmann überhaupt nicht aus. Er ist nicht auf das Heroische eingestellt, wie etwa Schiller. Er vermeidet den Prunk der Sprache. Es gibt Schauspiele, in denen die Helden mehr sind, als sie sagen; und es gibt solche, in denen sie mehr sagen, als sie sind. Der Idealismus liebt diese Helden, der Naturalismus jene. Die schwarze Marei in „Florian Geyer" spricht im ganzen nur zwanzig Sätze. Aber was geistert alles um diese vorüberhuschende Gestalt! Florian Geyer ist der leidende Held, Marei die leidende Seele des deutschen Volkes, reich an Gefühlen, an Hingabe, an Treue wie diese, aber arm an Worten. Sie stirbt mit Geyer, in dessen Brust allein damals die deutsche Seele sich barg.

So überläßt der Dichter unendlich Vieles dem Schauspieler. Aus Andeutungen heraus muß dieser gestalten. Schlichteste Sprache muß er mit dem ganzen Gehalt eines naturgewachsenen Wesens erfüllen. Wie die Natur selbst still und reich ist, alles nur Geahnten und aller Möglichkeiten voll, so sind die Dulderhelden bei Gerhart Hauptmann. Tiefstem Mitleiden sind sie entkeimt, die Bösewichter aber dem Zorn über so viel Brutalität, die das irdische Elend noch mehrt.

2

Dorothea, die Tochter des Pfarrers Angermann, lernt in dem Hotel eines Badeortes die feinere Küche. Wir dürfen an den Gasthof denken, in welchem der Dichter seine Kinderjahre verlebte. Heimatgedanken und allerlei Sehnsüchte nach längst Entschwundenem, vielleicht auch manche bittere und peinliche Erinnerungen wehen uns immer einmal spürbar aus diesem Altersstück, das doch so stark ist, entgegen. Mario, der Koch, verspürt Appetit nach dem schönen, jungen Mädchen. Und da er „ganz einfach mit Weibern Bescheid weiß", gelingt es ihm, Dorothea in einer heißen Mittagsstunde halb zu verführen, halb ihr Gewalt anzutun.

Ist dies schnelle Gelingen glaubhaft? Hier schon setzt die Kritik ein. Der Schauspielerin in Dresden glaubte man ihren jämmerlichen Fehltritt nicht. Offenbar wollte die Regie die Atmosphäre des Stückes, den beleidigenden Naturalismus, in eine reinere Höhe erheben. Es ist ja immer die Gefahr bei diesen Stücken, daß sie unbedachtsam noch heruntergezogen werden. Aber das vornehme Gegenteil bedeutet auch einen Fehlweg; die schwermütigen Ereignisse, gelöst aus ihrem dunklen Erdboden, verlieren ihren Sinn. Dorotheas Vater ist eine handfeste Natur; sein Vater wiederum hat gelegentlich noch einem Schlächter das Beil aus der Hand genommen und einen Stier niedergeschlagen. Weiß Gott, was den Sohn dazu führte, Theologe zu werden, vielleicht die Hoffnung auf schnelle Versorgung. Seine Tochter begreift es nicht. Er ist nun Gefängnisgeistlicher, der mit den Gefangenen „Bescheid" weiß, aber freilich kein Seelsorger. Sonst ist seine Amtsführung wie sein Glaube korrekt. Und wenn er gut ißt und trinkt und überhaupt keine Annehmlichkeit des Lebens sich entgehen läßt, auch einmal auf der Reise über den Strang schlägt, so wahrt er doch die äußere Form und ist sicherlich eine Stütze von Thron und Altar.

Diese Gestalt hat nun den geistlichen Stand erzürnt. Warum? Haben die Dramatiker nicht jeden Stand schon an den Pranger gestellt? Die Lehrer sehr grimmig in „Flachsmann als Erzieher"? Wenn wir selbst Buße predigen, warum wollen wir uns nicht Buße predigen lassen? Wie energisch hat uns Wilhelm Raabe, der freilich auch manchen liebenswerten Geistlichen schuf, harte Wahrheiten gesagt. Und die Gestalt sei nicht wahr? Erstens bekenne ich, daß in mir das Gefühl großer eigener Lumperei bei diesem Pfarrer Angermann aufstieg. Die Möglichkeiten seines Tuns sind alle auch in mir. Dann aber gedenke ich eines Geistlichen, dem ich jung an die Seite gegeben war — er starb am Delirium. Wenn ein Bedürftiger ins Haus kam, war das Erste, was er erfuhr, das Anknurren einer großen Bulldogge (das Dorf hat sie später vergiftet!); schließlich legte ihm der Pfarrer die Hand auf die Schulter mit dem herzlichsten Wort: „Gott tröste Sie!" Sonst hat wohl kaum einer etwas von ihm empfangen, weder innerlich noch äußerlich. Von allem Anderen schweige ich. Aber ich bringe es seit jener Zeit nie mehr fertig, „Gott tröste Sie!" zu sagen. Solche Typen gibt es doch. Und ich will mich wahrlich noch nicht einmal über sie erheben. Weiß man, daß es einen sehr wunderlichen Eindruck im Publikum macht, daß die Pfarrer über Angermann sich so entrüsten?

3

Der Vater zwingt seine Tochter, den zu heiraten, von dem sie ein Kind erwartet. Er stößt seine Tochter in die Hölle. Aber er kennt nur eine Erwägung: seine geistliche Ehre würde durch einen Skandal verletzt werden. Haben wir uns jemals entrüstet über den Vater in „Maria Magdalena" von Hebbel? Die Ehre vor den Menschen ist ihm sein Heiligtum. Wieviel Tausende gibt es, die darüber die erbarmende Liebe vergessen haben.

Nun hat die Tochter vom Vater das heiße, wilde, sinnliche Blut, von einer früh verstorbenen Mutter offenbar die fromme und feine Erziehung. Scham auf der einen, Leidenschaft auf der anderen Seite streiten um ihr Herz. Man denke einmal an die Seele von Schopenhauer, die von diesem inneren Gegensatz dämonisch gepeinigt wurde. Oder man schaue doch in sein eigenes Innere! Kämpfen wir nicht alle diesen Kampf, ohne allzu viel Siege, wenn noch das strenge Urteil Christi gilt? Natürlich ist der Kampf bei Dorothea dämonisch gesteigert. Nur daß wir ihn nicht sofort spüren. Denn das Mädchen erscheint uns zunächst als eine vom Schicksal bitter Gestrafte, leidet darunter; und all ihre Schamgefühle sind nun wach und herrschen allein.

Aber der Dichter hat dafür gesorgt, daß wir die erdverhaftete Seite ihres Wesens kennen lernen. „Sie hat verteufelte Augen. Ich habe in meinem ganzen Leben kein Weib gesehen, das so verteufelte Augen hat." Dem, der still und ehrlich um sie wirbt, hätte sie sich am liebsten gleich an den Hals geworfen, wenn nicht Klugheit sie daran hinderte. „Aus ihrem Auge kam manchmal so ein Blitz von Verwegenheit." Sie hat ein eigenartiges hysterisches Lachen bei jeder sinnlichen Regung (man soll nur darüber die Frauenärzte befragen), das dann immer schnell in Weinen übergeht. „Donnerwetter, Sie sind wunderlich!" „Ich bin wunderlicher als wunderlich." „Sie sind die allerwunderlichste Weibsperson, die mir jemals vorgekommen ist." Konnte der Dichter noch mehr tun, um den innerlich zerrissenen und fragwürdigen Charakter seiner bedauernswerten Heldin anzudeuten? Kann er dafür, daß die meisten Schauspielerinnen diese Andeutungen nicht beachten? Daß sie allein auf das wirkungsvolle Mitleid hin arbeiten? Ich wiederhole, daß Hauptmanns Gestalten gerade durch ihre Erdverbundenheit mehr sind, als sie sagen, daß man lauschen muß, um sie ganz zu verstehen.

Mario, der Koch, muß mit seiner Frau nach Amerika, damit Niemand die Schande der Familie Angermann erfährt. Denn der Pfarrer ist wieder verheiratet, und dieses Idyll darf nicht gestört werden. Die Brutalität ihres Mannes treibt Dorothea drüben auf die Straße. Sie muß mit ihrer Schönheit Dollar verdienen. Sonst bleibt ihr der Hunger und Schläge. Ihre Bahn treibt sie abwärts bis in die Schauer des Chinesenviertels von New-York. Ist das möglich? Oder gehören wir zu denen, von denen Dorothea sagt: „Solche Leute wissen ja nichts von der Welt, sie ahnen ja nichts von ihrem Schrecken." Ich fand dasselbe Erstaunen über die Unwissenheit der glücklich Gesicherten etwa im Roman Götz Krafft. Dabei nennt diese Frau ihr Schicksal eine ordinäre Alltäglich-

keit. Ist es das? In den Großstädten werden jetzt beständig „Revüen" vorgeführt. 50 Mädchen tanzen nackt. Ich bin nicht dort gewesen. Es schickt sich kaum für einen Geistlichen. Ich weiß auch, daß mich diese körperliche Schönheit nicht unberührt lassen würde. Vor allem weiß ich, daß einen da plötzlich eine große Traurigkeit überkommt: „Was wird aus allen diesen hübschen Menschen in zehn Jahren?" Und woher stammen sie? Nur aus der Hefe des Volkes? Die hinter die Kulissen blicken, wissen es anders. Hat sie Schuld oder Schicksal da hinabgestoßen? Kann man Schuld und Schicksal völlig trennen? Nur daß der Dichter die Aufgabe hat, das Ganze psychologisch begreiflich zu machen. Gerhart Hauptmann geht von den leider vorhandenen Tatsachen aus und versucht, in die Seelen zu schauen. Der streng seelische Zusammenhang allein hält ja sein Drama zusammen, das äußerlich nach Zeit und Raum und Zufall nicht fragt. Das mag seine Schwäche sein. Aber Dorothea kennt „die kläffende Hetzjagd" hinter ihr her, eine zweite Rose Berndt. Und sie hat auch deren heißes Blut. Sie ist zuletzt „ein Bündel aufgepeitschter dunkler Triebe". Sie unterscheidet nicht mehr zwischen „häßlich und hübsch", sondern zwischen „wild und zahm". Sie kennt „die frierende Wollust bei 40 Grad Fieber". „Ihr seid vielleicht dem abgekühlteren Erdball angepaßt, während wir noch in der Zeit leben, wo er heißer war, und gewissermaßen noch kochendes Blut haben."

Niemals ist es das Schicksal allein, das einen Menschen in die Tiefe stößt; immer kommt es darauf an, wie er mit dem Schicksal ringt und es zum Fluch oder zum Segen wandelt. Es ist bei Dorothea nicht anders. Zuletzt trägt sie ihr Schicksal in sich selbst. Das Milieu ihres eignen Inneren ist das Entscheidende, nicht das Milieu im Vaterhaus, im Gasthof, in den dunklen Vierteln der Großstadt. Daß in ihrem Innern die Gefahr des Chaos lauert, hat des Dichters Mitleiden schöpferisch erregt; das Herz, dieses trotzige und verzagte Ding, ist auch hier der eigentliche Schauplatz des tragischen Kampfes. Hier blitzt die Entscheidung Dorotheas auf, daß sie in die gemäßigte bürgerliche Welt nicht mehr gehöre, daß sie einen Betrug an dem steifleinenen, aber treuen Gelehrten Herbert vollziehen würde, wenn sie seine Hand, die zur Rettung ausgestreckt ist, ergreift. Es ist Selbstmord, aber verborgene Heldentat zugleich, wenn sie zu Mario zurückkehrt; daß sie zu Grunde geht, ist auch Entschluß ihres Willens, nicht nur grausames Geschick, und dieser Entschluß ist nicht ihr schlechtester. Darum folgt ihr auch auf diesem Weg, nicht zum Kosmos, sondern zum Chaos unser Mitleid. Aus Mitleid ist das Stück geboren und zum Mitleid weist es hin.

4

Aber nicht nur zum Weh über den Einzelfall, sondern zum Weltweh. Das entspricht der Geistesepoche, in welcher der Dichter jetzt steht. Seit Indipohdi hat er sich im Sinne Buddhas und Schopenhauers entschieden, daß die Welt, in welche wir mit allen Sinnen eingefangen sind, sinnlos ist. Nicht so, daß dieser Gedanke rein begrifflich und darum eisern, gesetzlich ihn nun ganz beherrscht. Das heiße und reiche Herz eines Dichters ist in Philosophie niemals völlig umzuschmelzen. Selbst Schiller, der Denker, verwahrt sich gegen bestimmte Konsequenzen bei Kant. Und wenn irgendeiner, so hat Gerhart Hauptmann Ehrfurcht vor dem quellenden Leben und seinen Geheimnissen. Aber die Stimmung Buddhas gegen die Wirklichkeit beherrscht ihn jetzt. Ich glaube, daß das in Hauptmanns seelischer Struktur angelegt ist. Diese strenge Anlehnung an die Natur, nicht an die Geschichte, dieses Mitleiden, aus Selbstweh zum Weltweh erweitert, welches schon den jungen Dichter fast krank machen konnte, dieses Leid, das nicht in die Tat, sondern in die Kunst oder den Gedanken sich rettet, alles das führt unerbittlich zum großen Nein gegen die Wirklichkeit.

Vernichtend traf es mich — ich kann, bei aller Verehrung des Dichters, diese Weltanschauung nicht mitmachen — als am Schluß die schaukelnden Kinder singen: „Wohl den Meister will ich loben, so lang noch mein Stimm erschallt." Hubert, die reifste und gütigste Person des Werkes, ein Stück Hauptmann selber, steht vor dem jammervollen und völligen Zusammenbruch seiner Gesundheit, an dem freilich eine Jugendtorheit, aber auch ein gerade in seiner Zufälligkeit grausamer Naturzusammenhang Ursache ist; und Dorothea stirbt eben, in einem „brünstigen Verlangen nach Vernichtung". Da singen die Kinder das herrliche Lied auf den himmlischen Meister! Wie Hohn wirkt es, der nicht mehr dem dichterischen Gefühl, sondern dem leidenschaftlichen Denken entstammt. Hier ist die Wendung deutlich von jener rein dichterisch erfaßten Rose Berndt zur Alterserkenntnis in Dorothea. Mit einem Male geht es einem auf, daß dieses ganze Schauspiel ein Weltanschauungsstück ist, ein einziger Protest gegen das allzuleichte Reden vom „lieben Gott", daß eben darum ein Pfarrer — als Symbol! — die Gestalt ist, die an den Pranger gestellt werden muß. Es ist nicht der Haß des Dichters gegen einen bestimmten Stand, ein Haß, den Gerhart Hauptmann gar nicht kennt. Ja, es klärt sich nun auch der einzige Vorwurf, den auch ich dem Drama zu machen versuchte, daß nämlich dem Zufall in einem Kunstwerke zu breiter Raum, gleichsam als Notbehelf der Handlung, gestattet sei. Denn diese Zufälle (daß sich plötzlich und sonderbar alle wichtigen Personen drüben über dem Wasser treffen) sind künstlerisch notwendig, damit sie Hubert und Dorothea den Anreiz geben, plötzlich wieder ihren im Sturm des Lebens fast verlorenen Kinderglauben aufzunehmen von einer Vorsehung, die gütig in die tragische Verwicklung eingreift. „In Nacht und Sturm Etwas ganz dicht, ganz nahe zu fühlen, Etwas, wie das greifbare Walten einer Vorsehung." „Ich will die Hand Gottes nicht von mir weisen, die fast sichtbarlich in die Erscheinung getreten ist." Um so entsetzlicher ist dann die Nacht, als diese Zufälle eben Zufälle bleiben und das innere tragische Geschick, die unerbittliche Folgerichtigkeit des Geschehens bis zum grausamen Ende sich vollzieht. Jede Schuld rächt sich auf Erden, nur daß die Rache so furchtbar ist, daß die Schuld dagegen zum fallenden Steinchen wird, das eine ganze Lawine in die Tiefe treibt. Aber fällt diese eiserne Notwendigkeit noch zusammen mit göttlicher Güte? Ist hier die Flucht in den Buddhismus, ins Nirwana nicht fast selbstverständlich? Wer doch noch Christ bleibt — und wir freilich wollen das —, muß die letzten Kräfte des Willens zusammenreißen, um dennoch, aber auch zu jedem Geschick Ja und Amen zu sagen. Auf einem sehr schmalen Höhenpfad wandelt der christliche Glaube. Rechts und links gähnen die Abgründe. Und nun beweise im eigensten Geschick deine Kraft zum großen Dennoch und Trotzdem! Nietzsche sagt, die Entscheidung treffe hier das angeborene Temperament. Wir trauen einem letzten Aufbäumen des Glaubens dieselbe Kraft zu. Aber ob wir sie bis zum bitteren Ende haben werden, wird man erst nach unserem Tode wissen. Und wem wird das Sterben zur Vollendung?

Dresden Carl Mensing

Orden in der evangelischen Kirche?

Vom Schweizerischen Diakonie-Verein

Herrn D. Fuchs zu obigem Thema (1926 Nr. 17) kann ich nicht besser antworten, als damit, daß ich von der Tätigkeit des Schweizer Diakonie-Vereins berichte. Obwohl kein Orden im strengen Sinne, zeigt der Verein doch, wie evangelisches Mönchtum etwa aussieht und wie es wirkt. Es ist durchaus nichts Selbstgenießendes, der Beschaulichkeit Pflegendes, sondern es bietet ein Bild des Glaubens, der in der Liebe tätig ist, tätig an den Geringsten der Brüder bis zur restlosen Aufopferung des eigenen Selbst.

Im Oktober 1899 zogen zwei Brüder des Basler Diakonenhauses nach Zürich, um dort auf breiter Basis männliche Diakonie

zu treiben. Das Komitee des Hauses gab nur unter großen Bedenken und unter Ablehnung jeder Beteiligung seine Erlaubnis. Völlig mittellos und ohne jegliche Unterstützung folgten beide nur dem Zuge ihres Herzens. Unter großen Schwierigkeiten entwickelte sich ihr Arbeitsgebiet. Sie trieben nicht nur Krankenpflege, sondern griffen überall da zu, wo die innere und äußere Not der christlichen Gemeinde es erforderte. Als Wurzel dieser Nöte erschien ihnen die beinahe völlige innere Zusammenhanglosigkeit ihrer einzelnen Gemeindeglieder. Da die bisherige Diakonie diese nicht erkannte, war ihre Arbeit vielfach wirkungslos. Im Streite um dies Arbeitsprinzip mit Basel half den Brüdern ein Komitee aus Zürichern, die sich der Sache angenommen hatten. Aber auch dieser Rahmen wurde gesprengt, so daß die Brüder in ihrer Arbeit nunmehr völlig neue Bahnen betraten. Vor allem brach sich die Erkenntnis Bahn, daß gewisse Kräfte dem Volke eben nur durch ledige Leute übermittelt und gewisse Aufgaben nur durch solche gelöst werden können. So traten denn im Jahre 1905 eine Anzahl der Brüder, die sich von Gott zum Verzicht auf die Ehe berufen fühlten, zu einer förmlichen Genossenschaft, der Brüderschaft vom gemeinsamen Leben, zusammen. Es sollte hier etwas vom Geist und der Art der alten frommen Brüder des Thomas a Kempis wieder aufleben, denen einst auch Luther das höchste Lob gespendet hat. Aus praktischen Gründen nahmen sie eine gemeinsame Regel und Tracht an. Zentralsitz wurde ihr 1905 gekauftes Brüderhaus Philadelphia in Zürich. Bald trat diesem ein ähnlich verfaßtes und geleitetes Schwesternhaus (Martha-Maria Schwesternschaft) in Zürich zur Seite. Als eine Art Tertiarierschaft gliederten sich die zur Ehe entschlossenen Brüder und Schwestern diesen Zentren an. Im Jahre 1908 kaufte man das ehemalige Kurhaus Nidelbad bei Zürich und richtete dort unter dem Namen „Diakonenhaus St. Stephanus" eine Ausbildungsanstalt für Diakonen ein. 1906 schlossen sich diese drei Abteilungen zum „Schweizerischen Diakonieverein" zusammen. Von hier an ging es schnell aufwärts mit der Entwicklung. Heute besitzt der Verein 21 Heime und Stationen, darunter 5 Kinderheime (die Arbeit an der pflegebedürftigen Jugend spielt eine große Rolle), ein Ferienheim und zwei Heime für alte, gebrechliche Leute. Alle diese Institute haben sich als willkommene und sehr notwendige Ergänzungen der landeskirchlichen Gemeindearbeit erwiesen und sich von vornherein nicht als Konkurrenz, sondern als Mithelfer auf ihren eigenen Boden gestellt.

Denn ihre Ideen weichen von den üblichen der landeskirchlichen Missionsarbeit erheblich ab. Von Anfang an hatte das Allumfassende oder im wahren Sinne Katholische im Wesen des Vereins gelegen. Es hatte sich zunächst auf dem Boden des Alltagslebens eingeführt und bewährt. Es ist nichts Künstliches oder Gemachtes dabei, sondern es ist alles organisch geworden. So erklärt es sich, daß die Ideen des Vereins auch, und zwar erst spät, nach langem Reifen, auf kirchlichem Boden zum Durchbruch und Ausdruck gelangten. Der Verein will das gesamte christlich-kirchliche Leben umfassen und ihm an seinem Teil in äußeren, aber auch inneren Nöten dienen, daher konnte er weder vor den Grenzen der Konfessionen noch des Landes Halt machen. Die Diakonenstation Oberweiler bei Badenweiler liegt auf deutschem, ein Ferien- und Pflegeheim auf italienischem Boden. Größer noch ist die Tatsache, daß der Blick der Brüder nicht an den einzelnen Gestaltungen des Christentums haften blieb, sondern aufs Ganze ging und so der Sinn für den unübersehbaren Lebensreichtum und die Wahrheitsfülle der Gesamtkirche wieder eröffnet wurde. Symbolisch stellt sich diese Erkenntnis in ihrer Zentralkirche dar, die wohl eine der merkwürdigsten gottesdienstlichen Stätten ist.

In unmittelbarer Nähe von St. Stephanus liegt eine ehemalige Gastwirtschaft, die nunmehr die Vereinskirche in sich birgt. Vier Säle setzen sich in Kreuzform zusammen. Sie dienen den vier Abteilungen, in die der Verein sich gliedert, und von denen jede eine besondere Seite oder Stufe der Christenheit darstellen soll.

1. Der Saal der Familienvereinigung, ohne jedes Symbol. Die Urgemeinde war die Familie Jesu, die weder durch Bekenntnis, noch Kult, noch Verfassung, sondern einzig durch den Glauben an den erhöhten Herrn zusammengehalten wurde. Ihr entspricht die „Familienvereinigung" des Vereins, eine Hausgemeinde, die unter der Leitung eines Laien, des Hausvaters, hier zur Lehre, zum Beisammensein, zum Brotbrechen und zum Gebet zusammenkommt. (Die ganze Bewegung ist bis jetzt reine Laienbewegung und wird vom Amtspfarrertum vielfach angefeindet.)

2. Die Kirche im engeren Sinne. Aus den in der Urgemeinde vorhandenen Keimen erwuchs schon in der Apostelzeit die organisierte Gemeinde, die bald mit ihrem Dogma, ihren Ämtern, ihrem sakramentalen Kultus und ihren Lebensordnungen die Welt umspannt. Diese Werdestufe, die der Verein durchaus als gottgewollte Entwicklung betrachtet, besitzt hier eine Kirche mit allen ihren äußeren Einrichtungen, und hier werden jene unter dem Namen „Vesper" und „Eucharistie" bekannten altkirchlichen Gottesdienste in ernster, schöner Form gefeiert. Durch die praktische Arbeit ist der Verein zur Überzeugung gekommen, daß sich gewisse göttliche Wahrheiten nur in bestimmten, für sie gewordenen Formen dem Menschen mitteilen lassen. Das Freudige und Festliche im Reiche Gottes, das so oft durch falschen Puritanismus unterdrückt wurde, kommt hier zu seinem Rechte.

3. Die Kirche als Heilsgemeinschaft, wie sie die Reformation schuf. Hier soll das über allen anstaltlichen Charakter hinausgehende Wachstum der evangelischen Christenheit, also ihr Reichsgottescharakter, offenbar werden. Die Sitze dieses Saales scharen sich um die Kanzel.

4. Der Chor der Brüder vom gemeinsamen Leben. Er enthält auf die Zukunft deutende Symbole, wollen doch die Brüder am Kommen des Reiches Gottes mitarbeiten und in ihrer Vereinigung das Christentum der Zukunft darzustellen versuchen, jener Zukunft, in der der Mensch aus völliger innerer Gotteinigung heraus lebt, und in der Kirche und Welt völlig eins geworden sein werden.

Jede Abteilung hat ihr Jahresfest, zu dem alle andern Abteilungen eingeladen werden. Hier fühlen sich alle als Glieder eines Ganzen und Bürger eines Reiches.

In der Mitte des Versammlungsraumes liegt eine der Vierung der alten Dome entsprechende freie Stätte, die, frei von allen Symbolen, das unsichtbare Thronen des über alle menschlich-zeitliche Form und Fassung des Göttlichen erhabenen Gottes selber darstellen will. Hier vereinigen sich die Vertreter aller vier Abteilungen zu gemeinsamer „formloser Andacht" und bezeugen durch Händereichen die unzertrennliche Verbundenheit und Zusammengehörigkeit aller Teilwahrheiten. So wird neben dem Prinzip der christlichen Freiheit der große Glaube an das Ganze immer wieder bekannt, jede christliche Denomination wird als notwendige Ausprägung einer Teilwahrheit gewertet, die wohl dem Individuum zum Ziel seines Christenlebens, dem Seligwerden, genügt, die aber nie die ganze Fülle der Una Sancta in sich fassen kann. Vielmehr bildet jede konfessionelle Ausprägung des Christentums nur ein Gegengewicht zu einer andern, eine Ergänzung und ein gottgewolltes Korrelat. In dem „Kirchlein in der Kirche" des Schweizer Diakonie-Vereins fand also das Stockholmer Ideal schon vor Stockholm einen ergreifenden Ausdruck.

Edelstes evangelisches und katholisches Glaubensgut hat sich hier in christlicher Freiheit und brüderlicher Liebe verbunden und wird ins tätige, tägliche Leben umgesetzt. Man glaubt den Geist des Heiligen von Assisi zu spüren, auch in jener Wertschätzung der Einfachheit und edlen Armut, die sich in der Vereinsarbeit überall zeigt. Und in allem fühlt man sich durchaus von der göttlichen Gnade abhängig und getragen, Werkgerechtigkeit und fromme Prätension haben hier keine Stätte. Sollte nicht doch von hier aus die Lösung der sozialen Frage möglich sein? Auch dem Proletariat wird nicht geholfen, indem man nur bestehende Formen niederreißt; auch das Proletariat sucht nach dem „ganz Andern", nach dem großen Etwas, das es über sich selbst hinaushebt. Gewiß muß am Anfang jedes Christseins das „vertikale" Erlebnis stehen, die restlose Zerschmetterung alles irdischen eigenen Tuns; aber wenn der Mensch erst ganz leer geworden ist von sich selbst, kann die Fülle göttlicher Gnade in ihn einströmen. Schon bei Goethe bedeutet das „Gerichtet" zugleich das „Gerettet".

Gera Paula Schaefer

Aus der Welt der Mission

Asien

War schon die Betrachtung der evangelischen Missionsarbeit in Afrika (CW 1927 Nr. 2) verwoben mit Gedanken über allgemeine kulturelle und politische Wandlungen, so bekommt die Berichterstattung über Asien in diesem Augenblick ein besonders aktuelles Gesicht. Man kann ja nicht an Asien denken, ohne die atemberaubenden, wahrhaft weltgeschichtlichen Umwälzungen in China und Indien vor sich zu sehen. Da wir zum ersten Male in unserer Missions-Chronik darüber berichten, mag es erlaubt sein, gleichsam als Motto die Schlußsätze aus Guglielmo Ferrero's Buch „Die Tragödie des Friedens" (Jena 1923) hierher zu setzen:

„Ebenso wie die Kriege der Revolution und des Kaiserreiches Europa den größten Teil Amerikas verlieren ließen, so wird ihm der Weltkrieg Asien und einen Teil Afrikas entreißen. Wir werden die Mutter und Lehrerin Asia, den Erdteil, der dem Konfuzius, dem hl. Paul und Mohammed das Leben gab, den Erdteil, von dem das Mysterium der Erlösung ausging und wo die Evangelien geschrieben wurden, endlich von der gewaltätigen Herrschaft der westlichen Barbaren, dieser Feueranbeter, befreit sehen. Ein denkwürdiger Tag der Geschichte wird es sein, wenn Europa, aus Asien vertrieben, in sich selbst und in die „ewige Vergangenheit" zurückkehrt! Der Hochmut, mit dem es sich, gerade als ihm der Sinn für Regierung und Autorität verloren ging, für den Lehrer und Herrn der Welt hielt, wird verdientermaßen gedemütigt werden. Laßt uns also gläubig jenen Tag erwarten. An jenem Tage werden vielleicht sogar Taube zu hören anfangen."

Die „ewige Vergangenheit", von der Ferrero spricht, sind jene Grundsätze des Christentums und der Humanität, die auch in der Politik gelten, weil sie die ewigen Gesetze der göttlichen Schöpfung selbst sind. Europa hat sich in seiner asiatischen Politik nie um sie gekümmert. Heute wird ihm die Gegenrechnung präsentiert. Und wir stehen erst am Anfang des verdienten Gerichtes.

Die Missionsarbeit steht nicht isoliert, außerhalb von diesem großen Prozeß. Sie ist tausendfältig in ihn verwoben. Das zeigt sich in China, zeigt sich nicht minder in Indien.

China

Das Niederlassungsrecht von Missionaren in China beruht auf Gewalt. Das Recht der Missionare, im Innern des Landes selbst sich Häuser bauen und Grundstücke erwerben zu dürfen, beruht für

die katholische Mission auf einem Betrug, für die evangelische darauf, daß ein englischer Gesandter erklärte, was den französischen (katholischen) Missionaren erlaubt sei, müsse auch allen anderen (protestantischen) gestattet werden. Die Ausdehnung europäischer Gerichtsbarkeit auf chinesische Christen setzte diesen Vorgängen die Krone auf, indem sie Recht und Ehrgefühl der Nation mit Füßen trat. (Vgl. z. B. die Abschnitte im W. Oehler, China und die christliche Mission in Geschichte und Gegenwart, Stuttgart-Basel 1925, S. 161—163.)

Die Vorrechte der Fremden sind inzwischen — aus verschiedenen Gründen — verschwunden für Russen, Deutsche, Österreicher, Ungarn. Sie sind offiziell gekündigt gegenüber Belgien. Ihre allgemeine Beseitigung ist eines der Hauptziele der gegenwärtigen Bewegung gegen die Fremden in China. Die eigentümliche Lage hat zur Folge, daß die genannten vier Völker in den Augen der Chinesen nicht mehr zu den Gegnern gehören, so daß z. B. unsere deutschen Missionare ziemlich unbehelligt geblieben sind.

Doch muß man vor Optimismus warnen. Gelegentlich hat man sich in deutschen Zeitungen ein bißchen aufs hohe Roß gesetzt. Abgesehen davon, daß die Beseitigung unserer eigenen Vorrechte in China ohne unser Zutun uns einfach aufgezwungen wurde, muß Zweierlei beachtet werden. Zunächst: kein Mensch weiß, ob nicht der Haß gegen Engländer, Franzosen usw. eines Tages sich zu allgemeiner, unterschiedsloser Feindschaft gegen sämtliche Fremden auswächst. Dann sind wir trotz der augenblicklich günstigen Lage mitbetroffen. Zweitens: auch wir haben eine Geschichte in China hinter uns. Und nicht immer ging es dabei nach den Prinzipien der „ewigen Vergangenheit" Ferreros zu. Vergeblich haben um die Jahrhundertwende die evangelischen Missionsführer Deutschlands ihre Stimme gegen die Verquickung von Politik und Mission in China erhoben. (Vgl. Johannes Warneck in der Allg. Miss. Ztschr. 1898 S. 207—216.) Konnten dadurch auch die ominösen Zusammenhänge zwischen katholischer Mission und der Besetzung Kiautschous nicht aus der Welt geschafft werden, so blieb doch das Gute daran, daß die deutschen evangelischen Missionskreise jene Verquickung durchgängig ablehnten. So ist zwischen chinesischen Christen und deutschen Missionaren ein erfreuliches Vertrauensverhältnis lebendig geblieben. Gerade heute ist das unschätzbar. Gehen doch in der chinesischen Mission große Wandlungen vor!

1. Eine chinesische Nationalkirche ist das stürmisch begehrte Ziel der meisten einheimischen Christen. Praktisch bedeutet das die Übergabe der Leitung in Erziehungsanstalten und Hospitälern an Chinesen. Dadurch entstehen folgenschwere Rückwirkungen: „Mission" grenzt sich ab gegen „Nationalkirchentum". Die wunderlichsten Verwaltungsformen werden erfunden, um in dieser Übergangszeit allmählich immer größere Stücke des Missionsbetriebes ganz an Chinesen abzutreten.

2. Der nationale Christen-Rat (National Christian Council = NCC) steht in einer Krise. Die mächtige „China-Inland-Mission" ist von ihm zurückgetreten und hat ihn damit zu einem Torso gemacht. Es scheinen dogmatische Streitfragen mitzuspielen, für deren Erörterung die chinesischen Gemeinden schwerlich reif sein dürften.

3. Die wohl am meisten brennende Frage ist die nach der Erziehung geeigneter Arbeiter, sowohl einheimischer, als auch europäisch-amerikanischer. Da muß man nach ganz neuen Wegen suchen. So lesen wir in dem Bericht eines berufenen Berichterstatters das Folgende:

„Es wird Sie interessieren zu hören, daß Professor Rufus M. Jones von dem Haverford College in Pennsylvania (einem Quäker-Institut) diesen Sommer nach China kommt. Es ist für ihn für ungefähr vierzehn Tage auf dem Tai Shan, dem heiligen Berg in Shantung, ein Aufenthalt vorgesehen. Dort wird er aller Wahrscheinlichkeit nach 20 oder 30 Männer, die leitende Stellungen in dem kirchlichen Leben Chinas während der letzten Jahre innehatten, um sich sammeln. Der Gedanke ist, daß wir zu einer ganz freien Aussprache über unsere tiefsten religiösen Fragen zusammenkommen, da wir glauben, daß auf diese Weise am besten darüber nachgedacht und gesprochen werden kann, welchen Platz das Christentum in dem Leben Chinas einzunehmen berufen ist." (Neue AMZ 1927 S. 95 f. Dort ist auch Näheres zu den skizzierten drei Punkten nachzulesen.)

Ein WTB-Funkspruch vom 4. 2. meldete aus London: „Die Erzbischöfe von Canterbury und York und der Präsident des Nationalrates der evangelischen Freien Kirchen haben die gesamte Geistlichkeit aufgefordert, bei den Gottesdiensten am nächsten Sonntag eine besondere Fürbitte für eine friedliche, ehrenhafte und dauernde Regelung der bestehenden Schwierigkeiten zwischen England und China auszusprechen."

Als kleines Beispiel für das, was auch deutschen Missionaren geschehen kann, eine Szene, die die Allg. Miss.-Nachrichten 1927 Nr. 1 berichten: Die Baseler Mission mußte ihre Mittelschule in Kayin vorübergehend schließen. Trotzdem sie sich den Forderungen der Regierung angepaßt hatte, brachte es eine fremden- und christenfeindliche Agitation zu einem Schulkrawall. Ein Demonstrationszug von vielleicht 1000 Menschen zog vor die Mittelschule, mit dem Geschrei: „Nieder mit den christlichen Schulen! Nieder mit den Jagdhunden der Fremden (damit sind die chinesischen Mitarbeiter gemeint), nieder mit dem Imperialismus!" Dann drangen einige, meist frühere Schüler, in den neugebauten Versammlungssaal ein, zerrissen alle christlichen Bücher und Bilder und hielten aufreizende Reden, um alle Schüler zum Verlassen der Schule zu bewegen. Erfreulicherweise verfügte auf Anruf der kommandierende General in Swatau die Wiederaufnahme des Unterrichts und machte die Ortsregierung für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich."

Für das Ganze bedeutsam ist die Stellung der Pekinger Regierung zum Missionsschulwesen. Sie hat auf eine Anfrage des chinesischen Präsidenten der China Christian Education Association eine wichtige Erläuterung erfahren. Die beiden Sätze: „Der Zweck der Schulanstalt soll nicht die Religionsverbreitung sein", und „Unter den obligatorischen Fächern darf keine Religionsunterweisung sein" sind von ihr dahin interpretiert worden, daß diese Schulen im Rahmen der Richtlinien des Ministeriums zu arbeiten haben und keinerlei Zwang in religiösen Dingen ausüben dürfen. Die Religionsfreiheit und die der Religionsverbreitung solle in keiner Weise beeinträchtigt werden. —

Das übrige Asien sei diesmal nur erwähnt. In

Indien

wurde zu Beginn des Winters Mahatma Gandhi von den Studenten der Gudscharath Vidzapith (Schule der Weisheit) gebeten, das Neue Testament mit ihnen zu lesen und sie in das Verständnis desselben einzuführen. Man sagt, er komme zur Zeit dieser Bitte nach durch Lektüre des Evangliums Johannis.

Ein auffallender Bericht von einem öffentlichen Bettag, veranstaltet von den Indern Natals gegen die asiatische Gesetzgebung erschien im „Calcutta Guradian". Alle Inder waren aufgefordert, ihre Geschäfte eine halbe Stunde am Tage zu schließen und eine Gebetsversammlung in der Stadthalle von Durban zu besuchen. Die große Halle war voll. Auf der Plattform hatten Platz genommen Mohammedaner in Fez, 1 oder 2 Inderinnen, schmächtige Hindus in europäischer Kleidung, eine Gruppe europäischer Missionare und ein paar Engländerinnen. Nach Gebeten eines Mohammedaners, eines Wesleyanischen Geistlichen und eines Hindu kamen Ansprachen von Delegierten in englischer und verschiedenen indischen Sprachen. Ein Sprecher sprach beweglich von dem seltenen Schauspiel, daß Hindu und Mohammedaner im Gebet sich einen, damit die christlichen Herren Südafrikas praktisch ausüben möchten die Toleranz, Gerechtigkeit und Großmut, zu welcher sie angehalten werden durch die Religion, der sie dem Namen nach angehören.

Indessen ist das heimatliche Indien nicht so einig wie diese Indier über See. Kämpfe zwischen Mohammedanern und Hindus haben in zum Teil erbitterten Formen bei den Wahlen zum Parlament stattgefunden. Der religiöse Zwiespalt zerreißt die Nation. Die „Selbständigkeits"-Partei hat dabei wohl relativ die meisten Sitze errungen, aber doch nicht die absolute Mehrheit, so daß das englische Regiment auch von diesem Parlament nichts allzu Schlimmes zu befürchten hat.

Zum Schluß sei für den ganzen asiatischen Fragen-Komplex hingewiesen auf einen anregenden Aufsatz, den John R. Mott in The International Review of Missions Jan. 1927 S. 1—13 veröffentlicht hat.

Gießen Heinrich Frick

Vom Katholizismus der Gegenwart

Evangelisches Zentrum — Politik aus dem Glauben — Bischöfliche Richtlinien über die kapitalistische Wirtschaftsform

Zur Frage des Evangelischen Zentrums (Sp. 185) nimmt im neuesten Heft des „Zusammenschlusses" (Nr. 11) der Reichsarbeitsminister Dr. Brauns das Wort mit einem Aufsatz: „Zentrum und evangelischer Volksteil." Er sucht zunächst in einem ersten Teil des Aufsatzes den üblen Eindruck des von uns in voriger Nummer Sp. 185 wieder erwähnten Wortes vom Domkapitular Wildermann über die „Irrlehre" im Protestantismus abzuschwächen. Brauns gibt die „Entgleisung" seines inzwischen verstorbenen Parteigenossen zu und erklärt zugleich, daß in der damals so zugespitzten Debatte eine Desavouierung in aller Form durch die Fraktion des Abgeordnetenhauses oder den Vorstand der Zentrumspartei „etwas zu viel verlangt" gewesen wäre. Positiv betont er ferner sehr stark die Gemeinschaft, die die beiden christlichen Konfessionen in gewissen religiösen Lehren und insbesondere in zahlreichen Auswirkungen der christlichen Grundüberzeugung verbinde. Man brauche nur auf einige Beispiele wie Erziehungsfragen, Schulgesetz, Fragen des Strafgesetzbuches, der Bevölkerungspolitik usw. hinzuweisen, um das zu erhärten. „Eine religiöse Gesinnungsgemeinschaft zwischen gläubigen Christen verschiedener Bekenntnisse kann in einem solchen Ausmaß vorhanden sein, daß ein enges politisches Zusammenwirken unter ihnen durch die bestehenden konfessionellen Unterschiede keinesfalls ausgeschlossen zu sein braucht."

Dies Letztere steht ja ganz außer Diskussion. Die Frage ist nur, ob es einem Evangelischen möglich ist, mit einem Angehörigen der anderen Konfession in einer Partei zusammen zu arbeiten, die durch langjährige Kampftradition und durch den kirchlichen Machtwillen der Mehrzahl ihrer Mitglieder „christliche Politik" in spezifisch katholischem Sinne zu verfolgen gewöhnt ist. Nach den wenig günstigen Erfahrungen, die das Zentrum mit den bisherigen Versuchen der Heranziehung von Evangelischen zu führen-

der Tätigkeit innerhalb des Zentrums gemacht hat, glaubt auch Brauns den Plan einer Gründung einer rein evangelischen auf dem Boden der republikanischen Verfassung stehenden christlichen Mittelpartei als zweckmäßig begrüßen zu können. Er meint dann, daß beide Parteien durch Unterstützung bei den Wahlen und durch sonstige politisch-parlamentarische Mittel sich gegenseitig stärken konnten, was insbesondere der schwächeren evangelischen Partei zunächst zugute käme. „Eine politische Arbeitsgemeinschaft zwischen den so gewählten Vertretern des evangelischen Volksteils und der deutschen Zentrumspartei würde von selbst dazu führen, das Band immer enger und die gemeinsame politische Arbeit immer fruchtbarer zu gestalten."

Wir können uns diesen neuen Parteiplänen gegenüber nicht skeptisch genug aussprechen. Wie schon in voriger Nummer ausgeführt wurde, gibt es kein „christliches Sittengesetz", das wir Evangelische mit den Katholiken gemeinsam hatten, und das im Unterschied von den Glaubensüberzeugungen den weltanschaulichen Berührungspunkt der beiden christlichen Parteien abgeben könnte. Wohl sind evangelische Parteibildungen möglich und zur Zeit im Gange. Vom welfischen Abgeordneten Alpers konnte man dieser Tage lesen, daß er einer evangelischen Partei ohne Weiteres zehn bis zwölf bisher deutschnationale Abgeordnete als künftige Mitglieder versprechen zu können glaubte, aber jede solche evangelische Parteibildung wird nicht mittelparteilich und nicht zentrumsfreundlich sein. Protestanten, die der Eigenart ihrer Konfession bewußt sind, werden, auch wenn sie an sich auf mittelparteilich-republikanischer Grundlage stehen, zu einer naturrechtlich unterbauten Grundsatzpolitik, die den modernen politischen und sozialen Aufgaben und Fragestellungen kaum gerecht werden kann, sich nicht zusammenfinden.

*

In diesem Zusammenhang muß das neue Buch von Ernst Michel **Politik aus dem Glauben,** welches die Frage einer christlichen Politik behandelt, ausführlicher besprochen werden. (Diederichs, Jena 1926. 247 S. 6.50, geb. 8.50 M.) Ernst Michel, zurzeit Dozent an der „Akademie der Arbeit" in Frankfurt a. M., hat sich in der interkonfessionellen Auseinandersetzung bekannt gemacht als Herausgeber der katholischen „Tat"-Hefte, die seiner Zeit unmittelbar nach dem Kriege geradezu sensationell wirkten und deren bedeutendste Aufsätze in dem katholischen Zeitbuch „Kirche und Wirklichkeit" zusammengestellt sind. Sein neues Buch ist in der Karolusdruckerei in Frankfurt a. M. hergestellt und sollte ursprünglich in einem katholischen Verlage erscheinen, von dem es in letzter Stunde an Diederichs abgegeben wurde, weil das kirchliche Imprimatur nicht erlangt werden konnte. Es zerfällt in den kleineren, aber grundlegenden Teil „Kirchenpolitik" und in den viele Detailfragen behandelnden größeren Teil „Volkspolitik". Die richtunggebenden Abschnitte sind „Politik aus dem Glauben", „Kirche und Reich Gottes", „Glaube und Gesetz im Leben des Christen", „Wandlungen der katholischen Sozialpolitik"; wichtige Teilfragen behandeln die Abschnitte „Lehren des bayrischen Konkordats", „Katholische Schulpolitik und christliche Zeitaufgabe", „Die Krise der bürgerlichen Volksbildung" und „Die Arbeiterbildungsaufgabe". So mannigfaltig auch die bei verschiedener Gelegenheit entstandenen Aufsätze sind, so werden die Einzelausführungen doch durch ein radikal christliches Programm und durch eine scharf kritische Haltung gegenüber der gegenwärtigen Praxis der katholischen Kirche zusammengehalten. Charakteristisch ist dabei: 1. eine Kenntnis von der Unzulänglichkeit der kirchlich gebundenen Naturrechtsgrundsätze, sowie aller geschichtlich restaurativen Heilungsmethoden für die Verknüpfung von Christentum und Politik in der Gegenwart. Nicht durch naturrechtliche Prinzipien von zweifelhaft christlicher Provenienz oder durch kirchliche Organisationen, in denen das Christentum zum Popanz wird, sondern allein durch den gläubigen Christen kann die Kirche auf die Welt einwirken, weil nur er als Glied der Kirche und der Welt, als Sohn Gottes im Bereich dieser Erde mit der Doppelnatur des Menschlichen und Göttlichen ausgestattet ist. Es ist kein Zweifel, daß die Beschreibung dieses „Lebens aus dem Glauben" jeden Leser zunächst durchaus protestantisch anmuten wird. Aber 2. zeigt sich bei näherem Zusehen doch sofort die Grenzlinie, die den eigentümlichen mehr ostkirchlich beeinflußten Katholizismus des Verfassers von unserer Position trennt. Es ist die Anschauung von der Kirche, welche neben dem Reiche der Schöpfung als die Mysteriengemeinschaft, als die sakramentale Repräsentation Christi nach seiner göttlichen Natur beschrieben wird. Von dieser Sakramentalität der Kirche aus lehnt Michel den modernen katholisch-kirchenpolitischen Betrieb ab. Die Kirche ist ihm nicht natürlich-übernatürliche Reich-Gottes-Form auf dieser Erde, sondern himmlische Gotteskraft zur Schaffung des Glaubens in den Menschen. Er kommt so in Gegensatz zu allen einseitigen Reformversuchen in seiner Kirche, wie der Benediktinischen Forderung einer katholischen Sakralkultur und der Ausbildung eines katholisch-kirchlichen Imperialismus. Die Gedanken des Bonner katholischen Juristen C. Schmitt in seinem Buche „Römischer Katholizismus und politische Form" werden mit ihrem im Grunde profanpolitischen Kirchenbegriff als antik und als nicht christlich aufgedeckt. Charakteristisch ist 3. der grundsätzliche Amoralismus der religiösen Position. Das Leben aus dem Glauben ist persönliches Wechselleben zwischen Gott und Mensch, wobei der Sohn das Gebot der Stunde deutlich als den persönlichen Willen des Vaters annimmt. Nicht nur das Individualleben, sondern auch das öffentliche Leben muß von der Übermacht des Moralischen befreit werden. Daher die Kritik am juridischen Kurialsystem der Kirche und an jeglicher Art von Konkordats- und konfessioneller Schul-Politik. Aufgabe der Glieder der Kirche im öffentlichen Leben ist die Erneuerung der Welt, die große restauratio ex fide. Katholisch-sein heißt eine aufgeschlossene Dienstwilligkeit gegen die besonderen Leiden der Welt haben. Diese Aufgeschlossenheit bedeutet aber auch, „die Schranke der Konfession, insofern sie in die irdischen Lebensbereiche hineingebaut sind, überwinden und die Glaubenskraft in rückhaltloser Begegnung mit Angehörigen aller Schichten und Bekenntnisse bewähren."

Das ganz Buch ist ein Dokument des zukunftsgläubigen im besten Sinne frommen katholischen Aktivismus, wie er unmittelbar nach dem Kriege in weiten Schichten der katholischen Jugendbewegung uns entgegentrat, jetzt aber weithin durch kirchenrechtliche Maßnahmen aller Art eingeschränkt und verdächtigt ist. Hier ist der Schritt aus dem katholischen „Ghetto" heraus in vollem Bewußtsein und mit tiefster religiöser Begründung getan. Kein Wunder, daß sich die katholischen Gegenstimmen erheben: „Die Kirche fühlt sich eben nicht allein als Apostel und Missionar gegen die, die draußen stehen, sondern auch als Hirt und Seelsorger zur Bewahrung für die, die ihr der himmlische Vater anvertraut hat." „Ein gewisses katholisches Ghetto ist darum durchaus berechtigt, ja notwendig." (Vgl. die interessante und ausführliche Besprechung durch den Franziskanerpater Desiderius Breitenstein in der Allgemeinen Rundschau Nr. 6 und 7.) Es ist auch für jeden Evangelischen ungemein viel aus dem Buche zu lernen. Die radikale Absage an alle Versuche oder Erwartungen einer zukünftigen „christlichen oder katholischen Kultur" zwingt auch uns zu einer radikal protestantischen Durchdenkung des Verhältnisses von evangelischem Glauben und Kultur. Zum Wertvollsten gehören die Schlußausführungen aus den Erfahrungen der Frankfurter Akademie der Arbeit heraus. Gerade der modernen Arbeiterschaft gegenüber versagt jede Konfessions- und Sektenhaltung in Sachen der Kultur. In der Aufgabe der Arbeiterbildung hat der christliche Lehrer zusammen mit dem Sozialisten die Fähigkeit und Bereitschaft zu zeigen zur „echtpolitischen, d. h. gemeinschaftsbildenden Leidenschaft". „Eine Homogenität der Dozenten von vornherein würde gerade die erst im Geisteskampf und in der rückhaltlosen männlichen Begegnung zu begründende Gemeinschaft, die neue Volkheit unmöglich machen." „Für die Forderung nach simultanen Lehrerbildungsanstalten sollen dementsprechend gerade auch die christlichen Kreise tiefstes Verständnis haben." Das schreibt in Frankfurt a. M. ein Katholik in der Diözese des Bischofs von Limburg, der soeben wieder in mehreren Kundgebungen mit aller Schärfe sich gegen die zu erwartende Neuerrichtung einer Simultanlehrerbildungsanstalt in Frankfurt eingesetzt hat.

*

Eigentümlich fügen sich hierzu zwei Verfügungen aus dem kirchlichen Anzeiger, dem Amtsblatt der Erzdiözese Köln (vom 15. Januar 1927). Die eine verbietet für die Zukunft interkonfessionelle Gottesdienste in Deutschland auf Grund der Beschlüsse der letzten Fuldaer Bischofskonferenz. Gemeinsame liturgische Feiern verschiedener religiöser Bekenntnisse, wie sie allen Kriegsteilnehmern noch von den Feldgottesdiensten in Erinnerung sind, und wie sie auch bei großen Jugendtagungen abgehalten wurden, sollen in Zukunft grundsätzlich verboten sein, weil sich dabei Mißstände ergeben haben sollen. Soll der katholische Geistliche bei paritätischen Feiern in Zukunft teilnehmen können, so ist erforderlich, daß der weltliche, nicht liturgische Charakter derselben durch Unterlassung jeglichen Gebetes und durch entsprechende weltliche Kleidung der Geistlichen deutlich hervorgeht.

Die andere Verordnung befaßt sich mit dem Problem Katholische Kirche und Wirtschaft und bringt auf Grund von gründlichen Aussprachen von katholischen Geistlichen, Universitätsprofessoren, Arbeiterführern und Unternehmern Richtlinien, welche eine relative Anerkennung der gegenwärtigen kapitalistischen Wirtschaftsform bedeuten: Die heutige kapitalistische Wirtschaftsordnung sei ein „Fortschritt", insofern sie die immer größer werdende Menschenzahl zu ernähren ermögliche, während die anderen Systeme das nicht zu ermöglichen vermocht hätten. Deshalb liege sie, nicht minder als alle gewesenen und kommenden Wirtschaftsordnungen, im „Plane der Vorsehung", sofern sie die fortschrittliche Erzeugung der Güterherstellung darstellt. „Sie gibt dem christlichen, auf das Jenseits gerichteten Denken keinen Anlaß zu Einwendungen und ist vom christlichen Standpunkt aus nicht zu verwerfen." „Versuche, durch Zurückführung früherer Wirtschaftsformen eine Heilung der Zeitschäden bewirken zu können, wären töricht." Auch der hinter der Wirtschaftsordnung stehende Geist ist nicht ohne Weiteres zu verwerfen. „Der Unternehmungsgeist, sofern er sich in Wagemut, Eifer für die Förderung des eigenen und allgemeinen Wohles, Selbstverantwortung und Erkenntnis der zu erfüllenden Aufgaben äußert, hat seinen hohen sittlichen Wert." Jedoch von diesem Unternehmungsgeist, vom Kapital als Träger der Wirtschaftsordnung und vom Kapitalismus als technischem Wirtschaftssystem ist zu unterscheiden die Gesinnung, die einseitig der Erwerbung und Nutzung von Kapital auf Kosten der höheren Menschheitsziele dient." Diese Gesinnung mit dem vielfach üblichen Ausdruck „kapitalistischer

Geist" zu bezeichnen, wäre irreführend. Man kann doch nicht den Kapitalismus gelten lassen und den kapitalistischen Geist verwerfen. „Wir bezeichnen deshalb die Erwerbssucht, welche die wirtschaftliche Tätigkeit ausschließlich als ein Mittel betrachtet, um durch Kapitalerwerb höheren Lebensgenuß oder höhere gesellschaftliche und wirtschaftliche Macht zu erringen, jene Gewinnsucht, die lediglich danach trachtet, weiter zu gewinnen, ohne Rücksicht auf das Schicksal der in ihrem Dienste schaffenden Menschen, jene Ichsucht, die den Bestrebungen geistiger und sittlicher Vervollkommnung gleichgültig gegenübersteht und keine Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft und der Menschheit anerkennt, als Mammonismus." Dieser Geist des Erwerbs um des Erwerbes willen und des Gewinnes, lediglich um des Gewinnes willen, ist der Inbegriff aller Mißstände, die sich infolge der mißbräuchlichen Anwendung der kapitalistischen Wirtschaft ergeben. „Dieser Geist und seine Auswirkungen werden verworfen." Zur Heilung der aus dem Kapitalismus entstehenden möglichen Schäden wird die Wiedererweckung der Berufsidee empfohlen. Jede Tätigkeit muß aufgefaßt werden als eine von Gott in der Volksgemeinschaft zuerteilte Aufgabe. „Mit dieser Einstellung werden alle Gefahren überwunden werden."

Daß das Problem der Auseinandersetzung des Katholizismus mit dem modernen Kapitalismus ein internationales ist, zeigt die Rede des Erzbischofs van Roey von Mecheln, die er (nach dem Oss. Rom. vom 4. 2. 1927) auf einer Tagung der katholischen Industriellen Belgiens hielt, die aber mehr allgemein harmonistisch im Sinne der Encyklika „Rerum novarum" gehalten ist: „Es gibt Klassenunterschiede und verschiedene Interessen, die niemals unterdrückt werden können. Sie sind indes nicht kontradiktorisch, und die Kirche gestattet den Klassenkampf nicht. Nur durch Vereinigung wird das Wohlergehen Aller erreicht, sowohl der Gemeinschaften als der Individuen." „Es ist notwendig, daß die Seelen sich nähern und es so zum sozialen Frieden kommt. Das sind die universellen Wahrheiten, auf denen wir fußen müssen. Halten Sie diese in Ehren, und die Wirklichkeit wird dann ein Beweis mehr für die Schönheit unserer christlichen Grundsätze sein." Man wird bezweifeln dürfen, ob mit solch schönen Reden der Sache gedient ist. Der Kölner Erzbischof suchte mehr in die Tiefe zu dringen.

*

Die Unruhen in China beweisen die Zeitgemäßheit der Anstrengungen des Papstes, die dortige Kirche sobald als möglich auf eigene Füße zu stellen und sein in der Missionsencyklika dargelegtes Programm auf schleunigste Vermehrung des einheimischen Klerus durchzuführen. Zur Errichtung von nicht weniger als 25 Priesterseminaren im Reiche der Mitte ist eine Anleihe in Holland aufgenommen worden. Ferner genehmigt ein Dekret der Ritenkongregation die Einleitung des Seligsprechungsprozesses der chinesischen Märtyrer, die im Jahre 1900 anläßlich des Boxeraufstandes um ihres christlichen Glaubens willen getötet wurden. Er ist einer der größten Prozesse dieser Art, denn er umfaßt nicht weniger als 2418 Blutzeugen, darunter die apostolischen Vikare Monsignore Crassi, Fogolla und Fantofatti; eine der fünf Märtyrergruppen, in die sich der Prozeß teilt, umfaßt auch Opfer anderer Verfolgungen aus den Jahren 1875, 1898 und 1920.

*

Zu unserer Zwischenbemerkung über die Reliquie in Schöntal, Spalte 140 werden uns von einem rheinischen Studienrat zwei Briefe vom gegenwärtigen katholischen Pfarrer in Schöntal und von dessen Vorgänger vorgelegt, wonach der „neuaufgetauchte Schwindel" von der ägyptischen Finsternis in Schöntal schon früher verbreitet und dementiert worden sei. Der frühere Pfarrer hat, „um für alle Zukunft derartigen Erdichtungen vorzubeugen", „hinter der Glastüre des Reliquiars einen Brokatvorhang anbringen lassen". Ich erinnere mich noch an die Herstellung des Vorhangs, zugleich aber auch daran, daß man durch den Meßner wirklich die ägyptische Finsternis zu sehen bekam.

Marburg Heinrich Hermelink

Bücher und Schriften

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Mit Bertholet, Faber und Stephan herausgegeben von Gunkel und Zscharnack. 3. Lieferung: „Albrecht von Preußen — Amalarius". Sp. 193—288. Subskriptionspreis 1.80 M. Tübingen, J. C. B. Mohr 1927.

Griechisch-Deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur. Von Erwin Preuschen. Zweite Auflage, vollständig neu bearbeitet von Walter Bauer. 6. Lieferung: καταγωνίζομαι bis μᾶλλον. Sp. 641—768. 3 M. Gießen, Alfred Töpelmann 1927.

Wenn Werke wie diese eine neue Auflage erleben, so werden sie eine gewisse Vollkommenheit erreichen, die ihnen beim ersten Erscheinen unmöglich eignen konnte. Damals galt der erste Wurf; inzwischen hat die Kritik ihre Schuldigkeit getan, Erfahrungen sind gemacht worden, so erleidet der ganze Plan eine Durch-Organisation, die alles ins rechte Gleichgewicht rückt. Dazu finden die neuesten Forschungen und Erkenntnisse ihre Verwertung. All das kann man an den beiden Lexicis studieren und sieht es mit Freuden bewährt.

Der Fortschritt der Lieferungen bewegt sich in raschem Tempo. An Preuschen-Bauer ist besonders angenehm, wie auch das außerbiblische älteste christliche Schrifttum mit seinem Wortschatz einbezogen wurde. Es fehlt nicht an Literaturangaben; eine weibliche Gelehrsamkeit ist auf gedrängtem Raum zusammengespeichert. Der Artikel Kyrios (nebst Verwandtem) füllt im vorliegenden Heft 4 Spalten engsten (und doch vornehmen) Satzes. — In dem dritten Hefte der RGG fällt an größeren Artikeln auf: Altar (13 Spalten) von Galling und Stuhlfauth, Altchristliche Kirche (7) von Lietzmann, Altchristliche Kunst (11) von Achelis, Altchristliche Literaturgeschichte (10) von v. Soden, Altkatholiken (4) von Moog, Altlutheraner (3½) von Elert. R

Vom Gott im Menschen. Ein Weg in methaphysisches Neuland. Von D. Wilhelm Bruhn, Professor in Kiel. Gießen, Töpelmann 1926. 64 S. 1.50 M. (Aus der Welt der Religion, Religionsphilosophische Reihe. Heft 2).

Diese Schrift gibt sich als eine Auseinandersetzung mit der theologischen Gedankenwelt Barths. Es soll sich deshalb in einer kurzen Anzeige nicht darum handeln, Bruhns theologische Position, deren Ansatzpunkten restlos zuzustimmen ist, herauszustellen, sondern es interessiert der Kampf gegen Barth. Bruhn geht in dem ersten Abschnitt „Religion und Paradoxie" davon aus, daß Religion immer ein Haben Gottes ist im Erleben, das Raum läßt für das Denkproblem. Von da aus wendet er sich tiefschürfend und temperamentvoll gegen die Position Barths von der Paradoxie der Religion, die Bruhn durch das über das Erleben gekommene Denken geschaffen sieht. Dabei verkennt Bruhn nicht, daß es sich im Glauben um eine Paradoxie handelt, aber sie stammt nicht aus dem Denken. In dem zweiten Abschnitt „Theologie und Paradoxie" zeigt Bruhn, daß Barth nur von einer absoluten Paradoxie der Theologie sprechen kann, weil er sie als Wissenschaft von Gott-Selbst versteht. Indem Bruhn diese These als falsch erweist und der Theologie die Aufgabe der „Erforschung der Gotteserfahrung in Abzielung auf das Gott-Selbst" (S. 23) stellt, fällt die absolute Paradoxie der Theologie, ohne daß die ihr eigentümliche Spannung von Bruhn übersehen würde. Ganz ähnlich verläuft die weitere Auseinandersetzung. Von einer gut fundierten theologischen Position aus führt Bruhn den Stoß gegen die Theologie Barths.

Gerade diese Art der Auseinandersetzung mit Barth ist aber fraglich. Sie ist bei Bruhn dadurch verursacht, daß er die theologischen Gesichtspunkte Barths als ein in sich gerundetes System faßt, und daß er von einer Theologie Barths spricht, die eine Reaktionserscheinung gegen eine andere Theologie sei. Es ist verführerisch, aber ebenso gefährlich, geistige Bewegungen unserer Gegenwart unter dem Gesichtspunkt der Reaktion gegen eine andere Geisteshaltung zu betrachten. Wird nicht dadurch von vornherein die Möglichkeit gegeben, den Gehalt dieser „Anti-Erscheinung" zu verkürzen? — Gegen die Systematisierung seiner theologischen Gesichtspunkte hat sich Barth selbst gewendet. Er will keinen neuen theologischen Standpunkt vertreten, sondern will theologische Randbemerkungen machen unter dem Gesichtspunkt, daß Zeit und Ewigkeit unendlich qualitativ verschieden sind. Da Bruhn das nicht beachtet, trifft aufs Ganze gesehen sein Hieb Barth nicht.

Es ist nun aber doch nicht so, als ob Bruhns Schrift Barth nichts anginge. Barth hat „Jünger" gefunden, Studenten und ganz besonders Praktiker, die aus seinem theologischen Gesichtspunkt einen Standpunkt gemacht haben. Seine theologischen Randbemerkungen werden hier zu einem System orthodoxer Theologie verdichtet und seine eschatologisch religiöse Vehemenz wird zu einem pietistischen Standpunkt breitgewalzt. Da Barth hierfür Schuld trifft, wenn er auch nicht von diesen „Jüngern" „Meister" genannt werden darf, besteht Bruhns stoßkräftige Schrift in Hinsicht darauf, daß die Saat solche Ernte brachte, zu Recht.

Theodor Odenwald

Der Führer. Ein Lebensbuch für junge Menschen. Mit 4 Bildern von Donatello, Caspar David Friedrich, Michelangelo Buronarotti, Philipp Otto Runge. Berlin, Eckart-Verlag 1926. 240 S. Geb. 4.80 M.

Der erwachende junge Mensch unsrer Tage sieht sich einer so verwirrenden Vielheit von Lebensfragen und neuen Aufgaben gegenüber, daß er auch bei ernstem Wollen nur zu leicht entmutigender Ziellosigkeit oder geistiger Verflachung anheimfällt. Zahlreich sind angesichts dieser offenbaren Not die Versuche, sie zu beheben. Auch eine Anzahl neuer Bücher, zum Teil in der CW angezeigt, suchen hier Abhilfe zu schaffen. — Der vorliegende „Führer" stellt sich die Aufgabe, Einheitlichkeit in das Wirrsal der Gegenwart zu bringen, die Kernfragen unsrer Zeit und der ganzen Menschheit zu betonen, das Wesentliche in den Blickpunkt des jungen Suchenden zu rücken.

Nichts ist vergessen, womit man sich heute notgedrungen auseinandersetzen muß. Körperkultus, Amerika, Wirtschaft, Maschine, Jung und Alt, Geschlecht, Nation ... endlich Kirche, Christentum und, als Kernstück, der evangelische Mensch.

Unter den zahlreichen Mitarbeitern des Buches sind Namen von gutem Klang. Und allen Stücken des Buches ist ein weltweites evangelisches Christentum gemeinsam, wohl geeignet, junge Herzen für eine tiefe, religiöse Auffassung alles Geschehens empfänglich

zu machen. — Den größten Segen wird der „Führer" wohl stiften, wenn er im vertrauten Kreise (vielleicht auch teilweise im Konfirmandenunterricht?) als Grundlage zu Aussprachen benutzt wird.

Herbert Stahlenberg

Ostern. Ein Deklamatorium. Von Katharina Otte. Waltersdorf bei Erkner, Jugendbund-Buchhandlung 1927. 30 S. 50 Pfg.

Wie soll man solch eine Vortragsfolge bezeichnen? Es finden sich dramatische Stücke — Die Frauen am Grabe, Die Emmausjünger —, viel Lyrik wird vorgetragen, dazwischen wird von Einzelstimmen, Männer-, Frauen- und gemischtem Chor gesungen, als vierter Bestandteil wäre die wiederholte Schriftverlesung zu nennen. So gehen mehrere Linien durcheinander, keine ist befriedigend durchgeführt. Ein Vielerlei von Osterstimmung und Ostergedanken — und was geboten wird, zum großen Teil recht anfechtbar — ist völlig ungeeignet, zu der Verkündigung hinzuführen. So trifft die Selbstbezeichnung „Deklamatorium" den Tatbestand vielleicht am besten. — Es mag noch gesagt werden, daß diese Vortragsfolge für die Kreise des Jugendbundes für entschiedenes Christentum zusammengestellt ist.

Wilhelm Wolff

Ins volle Leben hinein! Von Paul Völker. Leipzig, Volkstümlicher Verlag 1927. 202 S., 20 Zeichnungen und 4 Bilder. Geb. 3.75 und 4.50 M.

Ein Konfirmationsgeschenk sowie eine Stoffsammlung für Reden vor Jugendlichen, in Bibelkreisen und Freizeiten. In kräftiger Sprache werden im Anschluß an Geschichten und Gedichte von Jeremias Gotthelf, Julius Sturm, Löns, Raabe und an einige Bibelstellen gesunde Gedanken für ein jugendgemäßes christliches Leben angeboten. Werte des Daseins, Glück, Vaterlandsliebe, Glaube und Weltanschauung — das sind etwa die Gegenstände, die nicht belehrend und erbaulich im alten üblen Sinn, sondern frisch und gründlich behandelt werden. Die Zeichnungen und Bilder unterstützen diese Absicht vortrefflich.

Friedrich Niebergall

Neue Konfirmationsscheine Rudolf Schäfers. Hamburg und Leipzig, Gustav Schloeßmann 1927. Format 29×25 und 22×29 cm. Je 35 Pfg.

Rudolf Schäfer hat seinen Konfirmationsscheinen zwei neue hinzugefügt: „Kreuztragung" und „Und Jesus wandelte mit ihnen", beide in Vierfarbendruck nach Kirchengemälden des Künstlers. Auf dem ersten spricht das schwer zu bewältigende Kreuz als scharfe Diagonale in der Komposition mit, Jesus isolierend, der den Willen, den gottgewollten Weg zu vollenden, ausprägt. Auf dem zweiten schreitet der Verklärte lichtbringend hinter den bedrückten Emmauspilgern durch eine liebevoll erfaßte Landschaft. Der erste Schein ist auch als Doppeltondruck zu haben; zu dem zweiten hat Konrad Mack ein erbauliches Geleitwort geschrieben. Die Scheine sind mit eingedruckten Sprüchen oder ohne solche erhältlich. Der Katalog enthält ein Spruchverzeichnis. Die Farbenwiedergabe ist gut. Das Ganze ist ehrbare Gemeindekunst.

Rudolf Günther

Verschiedenes

Bräunlich über Sundar Singh

Die Beilage eines Verlagsprospektes von Bräunlich „Sundar Singh in seiner wahren Gestalt" zu Nr. 3 der Christlichen Welt hat, wie ich auf einer Vortragsreise in der Schweiz festgestellt habe, das Mißverständnis hervorgerufen, daß die CW diese Schrift, die Sundar Singh als schamlosen Betrüger, gottlosen Nihilisten usw. hinstellt, empfehle *). Ich bin daher genötigt, Folgendes festzustellen:

1. Bräunlich bringt so gut wie kein Beweismaterial für seine These bei; das Meiste ist freie Konstruktion, wobei einfach der ganze Leo Taxil-Schwindel in Sundar Singh hineinprojiziert wird.

2. Ich habe nie in meinem Leben ein Buch in die Hand bekommen, das mit solcher Leichtfertigkeit bei der Zitierung von Quellen verfährt wie das Bräunlichs. Wer sich die Mühe nimmt, seine Zitate aus meinen Schriften nachzuprüfen, wird entdecken, daß eine Menge fehlerhaft wiedergegeben werden. Bräunlich scheut nicht einmal vor regelrechter Zitaterfindung zurück. So führt er S. 60 aus einem Briefe des Sadhu an mich vom 5. Januar 1925 den Satz an: „Ich weilte gewöhnlich in Westtibet, manchmal zwei Monate, dann wieder vier oder auch weniger." Weder dieser noch ein entfernt ähnlicher Satz findet sich in dem erwähnten Briefe, ja, überhaupt in keinem Briefe des Sadhu an mich. Wenn Bräunlich in solcher Weise bei dem allen kontrollierbaren Quellenmaterial verfährt, kann man auf die Zuverlässigkeit seines (allerdings recht spärlichen) unkontrollierbaren Materials einen Schluß ziehen.

3. Bräunlich stützt sich auf recht fragwürdige Gewährsmänner. So zitiert er S. 147 einen indischen Geistlichen, „der seit langen Jahren Gelegenheit hatte, Sundar Singh aus allernächster Nähe zu beobachten", und der an den Jesuiten Hosten in Darjeeling schreibt: „Der Mann ist ein kolossaler Heuchler usw." Zufällig liegt mir ein Brief von Rev. Williams (bis vor kurzem anglikanischer Chaplain in Subathu, dem Wohnort des Sadhu) an Sundar Singh vom 5. Juni 1926 vor: „Ich hörte ... einige verleumderische Gerüchte über Sie, die ich als ganz unwahr erkannte; ich fand, daß sie von einem ganz skrupellosen Manne ausgestreut worden waren, der das Vertrauen der ganzen Gemeinde durch seine Unwahrhaftigkeit verloren hatte und der, wie mir mitgeteilt wurde, eine der Hauptquellen der Information für den Jesuitenpater in Darjeeling war." An diesem Punkt wird deutlich, wie es mit der Solidität des von Bräunlich so gepriesenen Anklagematerials des Jesuiten Hosten bestellt ist.

4. Bräunlich schreibt „recht große Bedeutung" den in Subathu umgehenden Gerüchten über „Weibergeschichten" des Sadhu zu — einstweilen mit dem Zusatz „wenn sie sich bewahrheiten" (S. 179). Ich bin diesen Gerüchten nachgegangen und habe ihre völlige Unwahrheit festgestellt. Sämtliche Hausgenossen des Sadhu (Dr. med. Peoples, seine Frau und zwei Evangelisten) erklären sie als „schändliche Lüge". Der Superintendent des Leprosenheims in Subathu Watson (übrigens ein Mann, der dem Sadhu kritisch gegenübersteht) erklärt, er habe, trotzdem Subathu ein kleiner Ort sei, „niemals auch nur die leiseste Spur eines solchen Verdachtes vernommen" und hält das Gerücht für eine „absolut boshafte Verleumdung". Ähnlich schreibt mir auch der Vorsteher der Lawrence Royal Military School in Sanawar, nahe bei Subathu, G. Barne.

5. Das neue Dokumentenbuch, das ich im Frühjahr veröffentlichen werde, bringt urkundliche Beweise für viele bestrittene Erzählungen des Sadhu; es enthält ferner eine große Zahl von Zeugnissen von Seiten der Männer, die den Sadhu seit vielen Jahren genau kennen, sowie Zeugnisse von den hervorragendsten Persönlichkeiten der christlichen Mission in Indien, unter anderm auch von dem anglikanischen Diözesanbischof des Sadhu. Das von unbekannter Seite ausgestreute Gerücht, ich hätte den Sadhu nun „aufgegeben", ist absolut unwahr. Ich habe meine Auffassung nur dahin zu korrigieren, daß ich dem Sadhu in einer Reihe von Punkten mit zu großer Kritik gegenüberstand. Im übrigen täuschen sich die Gegner des Sadhu sehr, wenn sie glauben, sie könnten mich durch die steten feindseligen Angriffe zermürben. Concussio firmat!

Marburg Friedrich Heiler

*) Eine wunderliche Annahme, daß Beilagen eine Stellungnahme der Redaktion bedeuten. Wir würden unserseits kein Bedürfnis spüren, diesen Irrtum auszurotten. Aber es ist uns willkommen, aus diesem Anlaß die obige Erklärung zu bringen. Unsre Berichterstattung über die ganze Sadhu-Frage liegt in Händen des Herrn Professor Dr. Hauer; unsre Leser müssen sich da noch ein wenig gedulden. D H

Kleine Mitteilungen

Der in Nr. 1 beschriebene französische Roman „Die Sonne Satans" von Georg Bernanos ist alsbald in deutscher Übersetzung erschienen. Verlag Jakob Hegner, Hellerau-Dresden. 6, geh. 9.50 M. Das Buch ist nach seiner geistigen Art keineswegs auf Frankreich, wo es einen ganz erstaunlichen Absatz gefunden hat, beschränkt. Vielmehr dürfte die deutsche Ausgabe einen starken Einfluß auf unsere religiös erfaßten Gebildeten gewinnen. K B

Die beiden im Protestantenblatt erschienenen Vorträge sind jetzt beim Buchhandel zu haben: Kurt Leese „Der deutsche Idealismus und das Christentum". Berlin SW 11, Hütten-Verlag. 80 Pfg. Und: Wilhelm Schubrina „Vom wahren Wesen und religiösen Wert des Kulturprotestantismus". Ebenda 1 M. — Weiteres vorbehalten.

Eben zur rechten Zeit wird ein neuestes Heft der Liturgischen Blätter ausgegeben (Reihe 2, Heft 1, 50 Seiten), liturgische Andachten für die Passionszeit enthaltend, mit allem Zubehör. Auch Heft 1 und 2 der ersten Serie brachte Entwürfe für Gründonnerstag, Karfreitag und Ostern. Jeder Entwurf ist auch einzeln in jeder beliebigen Anzahl (zur Austeilung an die Gemeinde) zu haben. Vgl. den Inseratenteil.

Auf mehrfache Anfragen: Die Berichte von Lic. Wünsch zur wirtschaftlichen und sozialen Lage werden fortgesetzt. Man vergönne zuweilen eine Atempause! Und heute mußte leider aus Raumnot der bereits eingegangene Beitrag zurückgestellt werden. So auch die fällige Fortsetzung des Aufsatzes von Rohdens zu dem Keyserlingschen Ehe-Buch. D H

Wöchentliche Chronik

Im Hauptausschuß des preußischen Landtages erklärte Ministerialdirektor Kästner: am 15. Mai 1926 warteten über 40 000 Junglehrer auf Anstellung, von denen 39 000 überhaupt nicht im Schuldienst beschäftigt sind. Die durchschnittliche Wartezeit dauert bei evangelischen Junglehrern bis Ostern 1931, bei katholischen Junglehrern bis Ostern 1935 oder 37, in Wahrheit noch länger. Es würden 10 000 Hilfslehrerstellen gebraucht; das System der Fortbildungszuschüsse müsse gebessert werden. Über fünf Millionen Mark sind nötig. FR 104

Auf der Tagung der deutschen Föderalisten in Kassel kündigte der Abgeordnete Alpers die Gründung einer großen Evangelischen Volkspartei an, der die gleichen Aufgaben zufallen sollten, wie sie das Zentrum für den Katholizismus übernommen habe. Der neuen Partei, die im Gegensatz zum Evan-

gelischen Bunde stehen wird, würden die Deutschhannoveraner und die Abgeordneten des Bayrischen Bauernbundes beitreten; auch 12 Mitglieder der Deutschnationalen Reichstagsfraktion hätten sich zum Übertritt bereit erklärt.

Der erweiterte Zentralvorstand des Evangelischen Bundes veröffentlicht folgende Erklärung (vgl. Nr. 4 Sp. 186 f.): „Der erweiterte Zentralvorstand des Evangelischen Bundes tritt rückhaltlos den beiden vom Präsidium in der Auseinandersetzung mit D. Doehring abgegebenen Erklärungen bei und billigt uneingeschränkt das gesamte Verhalten des Präsidiums in dieser Sache. Er betont mit allem Ernst, daß irgendwelche politischen oder kirchenpolitischen Absichten oder Rücksichten in der ganzen Frage keinerlei Rolle gespielt haben; er erklärt zugleich nachdrücklichst, daß von irgendeiner Richtungsänderung im Evangelischen Bund nach der einen oder der anderen Seite hin oder von einer Umstellung in der Frage der konfessionellen Auseinandersetzungen keine Rede sein kann."

Der sächsische Volksbildungsminister Kaiser hat im Landtage erklärt, daß er es ablehne, Weltanschauungsprofessuren zu begründen. Die Lehrstühle sollten nur nach der fachlichen Eignung der Lehrpersonen besetzt werden.

Bei dem sozialen Lehrgang im Spandauer Johannisstift sprachen Pfarrer Fuchs und Pfarrer Eckert über den religiösen Sozialismus.

Der Thüringer Landeskirchentag hat die Mitgliederzahl des Ständigen Ausschusses erhöht und dadurch je einen Platz für die Deutschkirchler und die religiösen Sozialisten (D. Fuchs) geschaffen.

Der anhaltische Landeskirchentag beschloß die Abschaffung des Verhältniswahlrechts zum Landeskirchenrat und das Aufhören der Amtsdauer des im Dezember 1926 auf sechs Jahre gewählten Landeskirchenrats mit der Verkündung dieses Gesetzes. Neben den Landeskirchenrat soll ein Landeskirchenausschuß treten, der aus fünf nach dem Verhältniswahlrecht gewählten Abgeordneten des Landeskirchentags und den beiden Vorsitzenden des Landeskirchenrats bestehen und neben anderen Funktionen eine Beschwerdeinstanz gegen Verfügungen des Landeskirchenrats bilden soll.

Auf dem Kongreß der deutschen evangelischen Kirchen in der Tschechoslowakei, der im Oktober 1926 in Gablonz stattfand, wurde die Frage des Zusammenschlusses mit den anderen evangelischen Kirchen, die die tschechische und slowakische Nationalität umfassen, eingehend erörtert. Im wesentlichen konnte die Auffassung einmütig dahin festgestellt werden, daß für die Anhänger des deutsch-evangelischen Bekenntnisses eine derartige Kooperation derzeit nicht in Frage komme, so sehr man auch dem Gedanken an und für sich sympathisch gegenüberstehe. Nunmehr hat der Bund der evangelischen Kirchen der tschechoslowakischen Republik in Prag getagt: Tschechen, Slowaken, Polen. Leiter war der lutherische Bischof Zoch aus der Slowakei, dessen stark nationalistische Einstellung aus der demonstrativen Teilnahme an dem als antideutsch anzusehenden Prager slawischen Turnfest im Juli 1926 ziemlich deutlich hervorleuchtet. Unter diesen Umständen waren nicht nur die Deutschen an der Vereinigung ferngeblieben; auch die Ungarn hatten aus politischen Gründen die Versammlung nicht beschickt. Der als Gast anwesende deutschevangelische Generalsuperintendent Dr. Wehrenpfennig aus Gablonz führte anknüpfend an 2. Tim. 1, 7 aus: „Wenn bei der Zucht begonnen wird, und wenn in allen Kirchen des Staates die Erziehung durch den Christusgeist ganz wirksam geworden und der Geist der Liebe sich ausgewirkt hat, einer Liebe, die ein Füreinandersein um Christus bedeutet, ein einander Nahesein trotz Zorn und Mauer der Sprachen, dann wird sich der Geist der Kraft einstellen zu rückhaltlosem, gemeinsamem Wollen und der Geist des Bedenkens muß weichen." Bischof Zoch übersetzte diese Ansprache und dankte auf Slowakisch, seinem tiefen Bedauern Ausdruck gebend, daß die deutsche evangelische Kirche nicht mitmacht. Er fügte noch hinzu: „Als Menschen verstehen wir eure Bedenken gegenüber den Slawen und daß ihr über die letzten geschichtlichen Ereignisse nicht so leicht hinwegkommt, aber als Christen und in der Liebe zu Christus müsse man einmal darüber hinwegkommen." Die nächste Hauptversammlung des Bundes, der von 1 Million Protestanten etwa 700 000 umfaßt, soll in Verbindung mit einem evangelischen Kongreß in der Slowakei stattfinden.

Das Präsidium des Kreisgerichtes in Leitmeritz hat vor kurzem festgestellt, daß die deutsche evangelische Kirche für Böhmen, Mähren und Schlesien einen autonomen Charakter habe, daß kirchenrechtlich und staatlich die deutsche Kirchensprache anerkannt sei: die Matriken werden also in deutscher Sprache geführt. Der Pfarrer ist kein Organ des Staates und nicht verpflichtet, Mitteilungen tschechischer Staatsorgane in tschechischer Sprache ohne deutsche Übersetzung entgegenzunehmen. Diese Entscheidung ist im Hinblick auf die tschechisierenden Tendenzen der Sprachenverordnung der Prager Regierung von weittragender, präjudizieller Bedeutung.

In Reval wurden die Türen der deutschen Domkirche mit Gewalt geöffnet, um den Dom dem estnischen Bischof zur Verfügung zu stellen. (Drei Tage darauf ist das Kabinett Jemant zurückgetreten.)

In Rotterdam ist eine theologische Schule zur Heranbildung von Pfarrern der Gereformeerden Gemeenten (vgl. Nr. 4 Sp. 188) mit zwei Dozenten und zwei Studenten eröffnet worden. RefKZ 6

Das Prayer Book der Church of England wird voraussichtlich unverändert bleiben. Die beiden extremen Flügel haben dem Erzbischof von Canterbury und der seit Jahren vorbereiteten Revision schärfste Opposition angesagt.

Aus Island. 1. Die isländische Zeitschrift „Timinn" bringt unterm 22. 1. einen Aufruf junger Theologen zur Gründung einer unabhängigen Zeitschrift für geistliche Angelegenheiten, die monatlich erscheinen soll. Als erste Veröffentlichung wird eine Übersetzung der Schrift Johannes Müllers über die Bergpredigt geplant. Unterschrieben haben ein Pfarrer, zwei Kandidaten und neun Studenten der Theologie. Die neue Zeitschrift heißt „Strömungen" (Straumar). Alle Lehrer der theologischen Fakultät haben ihre Mitarbeit zugesagt und zwei Professoren der Theologie im ersten Heft Beiträge geliefert.. — 2. Im November vorigen Jahres weigerte sich der isländische Landesbischof D. Jon Helgason, einen jungen liberalen Theologen zu ordinieren. Dieser beabsichtigt auf fünf Jahre nach Amerika als Pfarrer einer isländischen Gemeinde zu gehen, um nach Ablauf dieser Zeit möglicherweise in den Dienst der isländischen Staatskirche zu treten. Als Grund seiner Weigerung hob der Bischof hervor, daß diese Gemeinde, die der „Vereinigung isländischer Gemeinden in Nordamerika" zugehört — es sind dies Gemeinden, die aus Landeskirchlichen und Unitariern bestehen — nicht auf derselben konfessionellen Grundlage wie die Staatskirche ruhe. Gegen diese Haltung des Bischofs der evangelisch-lutherischen Landeskirche trat der Student der Theologie L. Gudmundsson in Wort und Schrift auf. Diese Haltung stehe in Widerspruch mit dem, was der Bischof als Universitätsprofessor gelehrt habe, als er in Übereinstimmung mit anderen Gelehrten feststellte, daß die isländische Landeskirche an keine confessio gebunden sei. Er könne nach seinen früheren Schriften nicht von einem Unterschied auf konfessionellen Grundlagen sprechen. Auch seien frühere Beispiele vorhanden. Hier zerschneide der Bischof Bande, die die isländische Kolonie in Amerika mit dem Mutterlande verbinden. (Es sind in Amerika — hauptsächlich in Canada — über 25 000 Isländer.) Diese Isländer in Amerika, die den Pfarrer haben wollten, hielten ihr Bekenntnis für übereinstimmend mit dem der isländischen Landeskirche und wünschten deswegen einen Kandidaten von der isländischen Universität zu bekommen. Der Kandidat wäre bereit, bei der Ordination zu geloben, den an die Pfarrer der isländischen Landeskirche gestellten Forderungen entsprechend zu predigen. Der Bischof wolle die Landeskirche in die Fesseln der Konfession schlagen, von denen sie gänzlich frei geworden war. Alle Freunde des christlichen Glaubens müßten sich dagegen erheben. Ihrem Geiste und dem der isländischen Gesetze entsprechend, sei die Landeskirche vor allem eine christliche Kirche. Zwei Wege könnte die Kirche beschreiten: entweder sie hielte ihre Tore offen für alle Gläubigen, die auf Christus bauen und sein Zeugnis höher bewerten als Dogmen und Konfessionen aus späteren Zeiten. Oder beschreite sie nicht diesen Weg, müsse sie sich vom Staate trennen. Der Bischof möge sich zu seinem früher vertretenen liberalen Standpunkt bekennen oder die Konsequenzen aus seiner Handlungsweise ziehen. — Die Presse verhält sich schweigend bis auf das Blatt der Sozialdemokratie und ein Regierungsblatt (Bördur).

Der Vatikan hat den Katholiken in Japan die Teilnahme am Kaiserkult gestattet, nachdem die Regierung auf Grund von Gutachten der maßgebenden japanischen Religionsgelehrten erklärt hat, daß der Kult der kaiserlichen Ahnen keinerlei religiösen Charakter habe. AELKZ 5

In Amsterdam tagte vom 24. 2. an ein Spinozisten-Kongreß.

Von Personen. Ernannt: Prof. D. Paul Tillich in Dresden zum ordentlichen Honorarprofessor in Leipzig (ohne Zweifel im Nebenamt). Gewählt: Oberbürgermeister D. Dr. Seetzen in Wurzen zum Präsidenten des Konsistoriums der sächsischen Evangelisch-Lutherischen Landeskirche; Geheimer Konsistorialrat Professor D. Scholz zum ersten Vorsitzenden des Evangelischen Bundes. Promoviert: Kirchenrat Pfarrer Gottfried Sperl in Wittelshofen zum D. von Erlangen. Gestorben: Pfarrer C. van Koetsveld im Haag. E St

Versammlungskalender

19. 20. April	Thüringer Volkskirchenbund Sondershausen
23 April ff.	Generalsynode der altpreußischen Union Berlin
27.—29. April	Ferienkurs der Fakultät Breslau
16.—18. Mai	Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Halle
17.—19. Mai	Kirchlich-sozialer Kongreß Düsseldorf
7.— 9. Juni	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
7.—10. Juni	Reformierter Bund Barmen
16.—21. Juni	Deutscher Evangelischer Kirchentag Königsberg
24.—26. Juli	450jähriges Universitätsjubiläum Tübingen
29.—31. Juli	400jähriges Universitätsjubiläum Marburg
3. August ff.	Glaube und Verfassung (faith and order) Lausanne
27.—29. Septbr.	Gustav Adolf-Verein Graz
27.—30. Septbr.	Deutsche Philologen und Schulmänner Göttingen
3.— 5. Oktober	Bund für Gegenwartschristentum Meißen
17. Oktober	Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Die neuerrichtete Pfarrstelle

zu **Leipzig-Connewitz** ist demnächst zu besetzen. (Gehaltsgruppe X mit Aufrückung in XI, Ortsklasse A). Vorortsgemeinde, 24000 Seelen, schönes neues Gemeindehaus, Mietswohnung steht in Aussicht. Gemeinde wünscht einen Pfarrer mit regem sozialen Interesse und nicht zu kurzer Amtserfahrung. Bewerbungen mit Zeugnissen und Lebenslauf baldigst an den Kirchenpatron: Rat der Stadt Leipzig. Nähere Auskunft durch Pfarrer Ranft, Leipzig S. 3, Prinz Eugenstraße 25.

Die Stellung des

Seemannspastors in Hamburg

ist zum 1. Juli ds. Js. zu besetzen. Bewerber, die neben großer Liebe für die Arbeit der Inneren Mission über gute seelsorgerliche Fähigkeiten verfügen, auch im Verkehr mit Behörden und in sozialen Fragen bewandert sind, wollen ihre Bewerbungen bis zum 1. April dem Kirchenrat der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate, Hamburg 1, Jakobikirchhof 26, einsenden. Alter möglichst nicht über 35 Jahre.

Es ist erwünscht, daß der Ernannte vor dem Antritt des Amtes mindestens einen Monat mit dem jetzigen Seemannspastor zwecks Einführung in die Seemannsmission zusammen arbeitet.

Evangelischer Diakonieverein E. V.

Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20

(2000 Schwestern, 300 Arbeitsfelder)

Unentgeltliche theoretische und praktische Ausbildung für evang. junge Mädchen und alleinstehende Frauen in der allgemeinen Krankenpflege, Wirtschaft, sozialen Erziehungsarbeit, Kinderkrankenpflege, Säuglingspflege, Wochenpflege und Geburtshilfe — mit und ohne staatliche Prüfung — in den Vereins-Ausbildungsstätten zu Bernburg (Anhalt), Bielefeld, Danzig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Frankfurt a. M., Magdeburg, Merseburg, Osnabrück, Potsdam, Ratingen und Stettin. — Ohne Kautionsstellung und ohne Verpflichtung für die Zukunft. — Taschengeld und Stellung der Schülerinnen-Arbeitstracht. Bei Anstellung zeitgemäße Besoldung und zeitgemäßes Ruhegehalt für Alter und Invalidität. — Voraussetzung: Höhere Schulbildung, Eintrittsalter 18—30 Jahre. Bevorzugt werden Bewerberinnen im Alter von 20—30 Jahren.

Prospekt und nähere Auskunft durch den **Ev. Diakonieverein.**

Erholungsbedürftige

finden im **Heim der Freunde der Christlichen Welt** in **Friedrichroda i. Thür.**, Schreibersweg 6, Fernspr. 270, liebevolle Aufnahme und Pflege. Herbst und Winter besonders geeignet für stille Erholung, Nachkur nach Krankheiten, Ruhe zu wissenschaftlicher Arbeit. Geschützte Lage des Hauses. Gut heizbare Zimmer. Gute Verpflegung. Anfragen an die Hausmutter.

Neuere theologische Literatur

Bechtolsheimer, H., Die Seelsorge in der Industriegemeinde . . . . . 5.—
Beth, Karl, Religion und Magie . . . . br. 14.—, geb. 16.—
Clemen, C., Religionsgeschichte Europas I, br. 17.—, geb. 19.—
Fiebig, P., Die Umwelt des Neuen Testaments . . . . . 3.—
Harnack, A., Die Entstehung der christlichen Theologie und des kirchlichen Dogmas 2.50
Kittel, G., Urchristentum, Spätjudentum, Hellenismus . . 1.20
Lempp, W., Zur Rettung des ev. Predigtgottesdienstes 1.75
Mehlis, G., Die Mystik in der Fülle ihrer Erscheinungsformen in allen Zeiten und Kulturen kart. 6.—, geb. 7.—
Tillenius, J., Rassenseele und Christentum br. 2.40, geb. 3.50
Völker, K., Mysterium u. Agape. Die gemeinsamen Mahlzeiten in der alten Kirche . . . . . 8.—
Weiß, B., Die Heilslehre der Christian Science . . . . . 6.—

Zu beziehen durch

Wilh. Jacobs, Buchhandlung, Gotha

Passions- und Oster-Hefte

Liturgische Blätter

für Prediger und Helfer

herausgegeben von

Rudolf Otto, Gustav Mensching, René Wallau

Soeben erschien

Reihe II, Heft 1:

Passions-Andachten

Preis M. 2.40

Inhalt: Andachten für die Passionszeit * Schriftlesungen für die Zeit von Advent bis Pfingsten * Passions-Choral * Abendchoräle für die Passionszeit * Fürbitten-(Schluß-)Gebete * Abend-Andachten von Estomihi bis Karfreitag

*

Früher erschien

Reihe I, Heft 1 (Preis M. —.80):

Geleitwort * Volkstrauertag. Sonntag Reminiscere * Passionsfeier für den Montag in der Karwoche * Gründonnerstag Abendfeier

*

Reihe I, Heft 2 (Preis M. 1.60):

Karfreitag-Liturgie * Karfreitag-Hauptgottesdienst * Christi Tod- und Grabfeier * Karfreitagsfeier zum Gedächtnis der Todesstunde Jesu * Karfreitag-Abendchoral * Osterfeier * Karfreitag-Jugendgottesdienste * Osterfrühe. Jugendfeier * Oster-Jugendgottesdienst

Einige Urteile

„Man kann für die neun Hefte des ersten Jahrgangs, der nun abgeschlossen ist, den Verfassern herzlich dankbar sein. In gemeinsamem Ringen werden wir weiterkommen." *Aufwärts, Bethel*

„Mehr und mehr entwickeln sich diese Hefte zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel bei der gottesdienstlichen Arbeit." *Die Kirche, Heidelberg*

„Man kann nicht umhin, festzustellen, daß hier im Einzelnen und im Ganzen Hervorragendes geleistet worden ist." *Theolog. Blätter*

„Auf dieses neue Unternehmen sei nachdrücklich hingewiesen. Hier wird zum erstenmal in systematischer Weise der Versuch gemacht, die liturgische Not unserer Kirche zu überwinden. Die mannigfachsten gottesdienstlichen Entwürfe aus den verschiedensten kirchlichen Kreisen werden geboten, sodaß reichlich Auswahl und Anregung ist.... Mit Freuden begrüßen wir jedes neue Heft."

Landeskirchliche Blätter, Mannheim

Leopold Klotz **Verlag, Gotha**

Herausgeber Lic. theol. Erich Stange

begleiten die Amtsarbeit des

ganzen Kirchenjahres

jährlich 9.— Probeheft kostenfrei

Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden 24

KONFIRMATION / OSTERN

WALTER FLEX

Gesammelte Werke

2 Bände, geheftet M 11.–, in Ganzleinen M 16.–
in Halbfranz handgebunden M 36.–

„Dem Dichter konnte kein schöneres Denkmal gesetzt werden." Der Jungdeutsche

Novellen. Gebunden M 2.50

Inhalt: Werner, eine Studentennovelle. Die Spur im Schnee. Waldwund. Der Überläufer. Das Gebet für Jérôme. Martin Kettlers Opfer.

„Eine späte Gabe des Frühvollendeten, dem Nachlasse entnommen: Novellen von höchster Gestaltungskraft, dem Besten ebenbürtig, was er geschrieben." Deutsches Auslandsinstitut

MALWIDA VON MEYSENBUG

Im Anfang war die Liebe

Briefe an ihre Pflegetochter Olga Monod
Zweite, veränderte Auflage
Geheftet M 5.50, in Ganzleinen M 7.50
in Halbfranz handgebunden M 16.–

„Ein unversiegbarer Lebensquell sprudelt in diesen Briefen." Der Türmer

REINHART. GESCHICHTE EINER JUGEND

von Fritz Karl Weber

Reinhart der Stammler

Geheftet M 3.–, Pappband M 4.50, in Ganzleinen M 5.50

Reinhart und seine Helfer

Geheftet M 3.50, Pappband M 5.50, in Ganzleinen M 6.–

Die Reinhart-Bücher sind Kügelgens Erinnerungen vergleichbar. „Ein deutsches Idyll" nennt sie die „Tägliche Rundschau". Die Schulgeschichten Reinharts mit ihrem reichen Gehalt und natürlichen Humor sind ein Konfirmationsgeschenk, das bestimmt gelesen wird und anfeuernd wirkt. Für Eltern sind sie ein Rückblick und ein Weg zum Verständnis der Kindesseele. Jeder Band ist völlig in sich abgeschlossen.

C. H. BECK VERLAG MÜNCHEN

Die Prosaschule
von Dr. B. Christiansen (12.— M.)
gibt feines Stilgefühl und leichte Feder.
Felsen-Verlag, Buchenbach-Baden

Haushälterin
mittleren Alters, arbeitsfreudig, für frauenlosen Lehrerhaushalt in schönem Badeort Nassaus gesucht. Auch Witwe ohne Kinder genehm; event. Lebensstellung.
Angebote unter **„Lebensfreude"** an den Verlag d. Bl.

Beste deutsche Bezugsquelle für
billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. graue, geschlissene M. —.80 und 1.—, halbweiße M. 1.20, weiße flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, Herrschaftsschleiß M. 4.—, bester Halbflaum M. 5.— und 6.—, ungeschl. flaum. Rupffedern M. 2.20, 2.80 und 3.25, Flaumrupf M. 4.—;
Daunen weiß M. 7.—, hochfein M. 10.— zollfrei gegen Nachnahme von 10 Pfd. an postfrei.
Umtausch gestattet oder Geld zurück.
Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.
Rudolf Blahut, Bettfederngroßhaus,
Deschenitz 318, Böhmen.

Zur Konfirmation
Diese Sprüche sind voller Kraft, Tiefe und Frömmigkeit
Wilhelm Kübler
„Der Ruf"
„Heute"
„Über den Dingen"
„Trotzdem"
je 366 Gedanken und Gedichte deutscher Denker und Dichter.
Kart. M. 1.30 Leinen M. 2.80
Schöne Ausstattung
Verlag Gerhard Merian
Stuttgart-Degerloch B

Zu **verkaufen** Realencyklopädie für prot. Theologie und Kirche von Hauck; 3. verbesserte und vermehrte Auflage, 24 Bde. in Halbleder, ungebraucht. Angebote zu richten an **K. Heinrich**, Pfarrer in Wies (Amt Schopfheim).

Zu kaufen gesucht aus Jahrg. 1924 der Christl. Welt die Nummern 7/8 und 48/49. Angebote erbeten an **H. Weizsäcker**, Stuttgart, Schützenstraße 13.

Ausnahme-Angebot!
100 Bog. Leinenpost m. Monogr. 2.—
100 Hüllen m. Seidenfutter dazu passend 1.50
100 Postkarten großes Format —.35
Große Briefblocks 50 Blatt stark Stück —.35
100 Besuchskarten m. Namen 1.50
100 Schreibhefte alle Liniaturen auch Sütterlin 6.50
500 Bogen Kanzleipapier 4.25
500 Dienstumschläge 2.25
500 Geschäftsumschläge 1.25
100 Rollen Toilettenpapier 16.—
Muster und Preisliste gratis!
J. Lissner,
Papier- u. Schreibwarenversandhaus,
Breslau 1, Nicolaistraße 148.

„Der Kleintier- und Gartenfreund"
Illustrierte Wochenschrift für Geflügel-, Kaninchen-, Ziegen-, Hunde- und Bienenzüchter, sowie Gartenbesitzer.
Erscheint jeden Freitag.
Preis im Vierteljahr nur 1.50 M.
Lehrreiche und leicht verständliche Artikel von ersten Mitarbeitern für alle Gebiete der Kleintierzucht und des Gartenbaues.
Jeder Abonnent ein Freiinserat im Vierteljahr im Werte von 1.50 M.
Probenummern kostenlos vom Verlag:
Buchdruckerei **Mich. Magin, Rodalben** (Pfalz).
Tüchtige Abonnentensammler gegen gute Vergütung gesucht.

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182.
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 17. März

Dieser Nummer liegen Prospekte der Firmen **Wilhelm Jacobs Buchhandlung, Gotha** und **Leopold Klotz Verlag, Gotha** bei.
Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.